

DEMENZ

Pastorale Reflexionen

ein Dialogbuch



DEMENZ

Pastorale Reflexionen

– ein Dialogbuch –

Erzbistum Köln

Die Ummantelung dieser Publikation ist dem in die Tiefe gehenden Blau des Gemäldes »Kosmisches Auge« von Otto Freundlich angelehnt.

WIR LADEN SIE ZUM DIALOG MIT DEM THEMA DEMENZ EIN

Viele von uns betrifft das Thema sehr persönlich, andere in ihren beruflichen Kontexten. Die gesellschaftliche Relevanz wächst und eine seelsorglich-pastorale Perspektive muss sich dazu entwickeln. Hier setzt das Projekt Mensch.Demenz.Kirche der Hauptabteilung Seelsorge an, das in 2019 seinen Abschluss findet – und doch weitergeht.

Dafür stehen die Texte in diesem Dialogbuch, die die Perspektive auf ein häufig defizitär betrachtetes Thema weiten. Sie regen an, die Potenziale der in den Gemeinden lebenden Menschen vor aller Leistung und trotz aller Einschränkungen wahrzunehmen und wertzuschätzen. Dies führt zu einer Haltungsänderung als Voraussetzung dafür, dass eine sorgende Kirchengemeinde im Miteinander aller vorhandenen Charismen, Berufungen und Lebenssituationen Gestalt gewinnt.

Die unterschiedlichen Beiträge und teils persönlichen Zugänge inspirieren dazu, auf den gegenüberliegenden Seiten an die Texte und Impulse anzuknüpfen und eigene Gedanken zu notieren. Somit kann das Buch zum Ort für ein Zwiegespräch mit den Texten, ja, zum geistlichen Begleiter werden.

Lesen Sie die Beiträge gerne unabhängig von der vorgegebenen Reihenfolge. Eröffnen Sie Dialogräume, teilen Sie Ihre Gedanken und Eindrücke mit anderen – gerne auch in Resonanzen an uns.

Das würde uns sehr freuen!



Petra Dierkes,
Leiterin der Hauptabteilung Seelsorge

Herausgeber:

Erzbistum Köln, Generalvikariat
Hauptabteilung Seelsorge
Marzellenstraße 32
50668 Köln

Redaktion:

Ute Aldenhoff, Brigitte Döpfer, Dr. Philipp Wittmann

Lektorat: Jutta Robens

Autoren: Ute Aldenhoff, Birgit Altmeyer, Dr. Heike Baranzke,
Brigitte Döpfer, Stephanie Feder, Antje Koehler, Dr. Maria Kotulek,
Dr. Hedwig Lamberty, Christian Müller-Hergl, Patrick Oetterer,
Gabriele Pechel, Michaela Renkel, Markus Roentgen, Elmar Trapp,
Eva-Maria Will

Gestaltung und Illustration: skdesign, Köln

Druck: Luthe, Druck und Medienservice e.K., Köln

Bestellservice und weitere Materialien:

Erzbistum Köln, Generalvikariat
Alice Skuplik, alice.skuplik@erzbistum-koeln.de

Mensch.Demenz.kirche.

Ein Dialogheft für Menschen, die in der Seelsorge und Pastoral arbeiten, für Ehren- und Hauptamtliche aus Bildung, Pflege, Verwaltung, Seelsorge, für Menschen mit Demenz und ihre Angehörigen.

Für ihre Unterstützung danken wir den Beteiligten der Hauptabteilungen Seelsorge, Verwaltung sowie Medien und Kommunikation, den katholischen Bildungswerken vor Ort, den Beteiligten des Projekts „Dabei und Mittendrin. Gaben und Aufgaben demenzsensibler Kirchengemeinden“ und des Demenzservicezentrums Köln und südliches Rheinland sowie der Domseelsorge.

Wir danken dem Fotografen Michael Vhlmann für die Bereitstellung ausgesuchter Fotografien, insbesondere für die Wanderausstellung Mensch.Demenz.kirche., und dem Grafikbüro skdesign für die gestalterische Begleitung und Umsetzung aller Materialien.

1. Auflage 2019



DIALOG EINS**Aufmerksam werden für die Begegnung
mit dem Thema Demenz**

- 10 Prolog | Teil 1
Heilende Spiritualität, wie geht das?
- 16 Menschen mit und ohne Demenz im Blick
der Pastoral – Wirkungen im Projektverlauf
- 22 Ist Gott Geist oder treuer Begleiter?
Menschen mit Demenz als Chance für Theologie
und Kirche
- 29 Wortkunst
- 30 Essay | »Gott sah alles an, was er gemacht hatte,
und es war sehr gut.« (Gen 1,31)
- 35 Impuls zur Vertiefung
- 36 Seelsorge – ein Grundverständnis
- 37 Wortkunst
- 40 Der innere Kern – spirituelle Zugänge
zur Demenz
- 44 Ein kühner Zwischenruf – Demenz aus
theologischer Perspektive
- 56 Das Hohelied der Liebe (1 Kor 13)

DIALOG ZWEI**Räume öffnen für Wahrnehmungen
und Resonanzen**

- 60 Prolog | Teil 2
Heilende Spiritualität, wie geht das?
- 67 Aaronitischer Segen
- 68 Kunst ist Seelsorge – Das Andere wahrnehmen
- 72 Wortkunst
- 74 Essay | »Denn ihr alle seid einer in
Christus Jesus.« (Gal 3,28b)
- 75 Impuls zur Vertiefung

- 80 Kölner Pilgerweg im Rahmen der Dreikönigswallfahrt
- 84 Essay | »Du liebst alles, was ist, und verabscheust nichts von allem, was du gemacht hast.« (Weish 11,24)
- 89 Impuls zur Vertiefung
- 90 Offen bleiben für die Wirklichkeit – Thema Demenz in der Öffentlichkeit

DIALOG DREI

Dem inneren Kern vertrauen, Perspektivwechsel zulassen

- 96 Prolog | Teil 3
Heilende Spiritualität, wie geht das?
- 97 Wortkunst
- 100 Demenz und Prophetie
- 101 Impuls zur Vertiefung
- 114 Essay | »Seht, der Mensch!« (Joh 19,5)
- 117 Impuls zur Vertiefung
- 118 Die Angst vor dem unbekanntem Bekannten
- 125 Wortkunst
- 128 Wanderausstellung Mensch.Demenz.Kirche. – Eine Begegnung auf Augenhöhe!
- 132 Bausteine, die die Perspektive verändern

DIALOG VIER

Aufbrechen zu neuen Horizonten, Barriereabbau beginnt im Kopf

- 138 Epilog | Neuland gewinnen
- 148 Sinnengebet

Dialog Eins ~~~~~

oder

HEILENDE SPIRITUALITÄT, WIE GEHT DAS?

EIN ERSTER HINWEIS:

Anschauen, Ansehen geben, aufmerksam werden für das je D U – Schlüssel zur Heilung. Nicht mehr – und weniger nicht. „Aufmerksamkeit ist das natürliche Gebet der Seele.“¹

Diese Aufmerksamkeit schließt alle und alles ein, schließt niemanden aus. Sie entspricht auch dem zentralen spirituellen Geschehen, das Ignatius von Loyola so benennt: „Gott suchen mit allen Sinnen; Gott finden in allen Dingen.“²

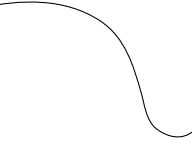
Jesus/Jeschuah, der hebräische Name, der als „Iesous“ Eingang ins Griechische findet – der Name, das Wort heißt: „Gott – JHWH (der Unermessliche, der Unaussprechliche, Namenlose im Namensgeheimnis) heilt/rettet“;³ vielleicht besser „Ich verurteile Dich nicht, nicht Dich, niemanden; ich bin HEILSAM, heilend, HEILAND“. Es gibt eine Perspektive für jede und jeden, egal was ist, die letzte Tür ist wie die erste – und die ist nie zu! GOTT-OFFEN-IMMER!

EINE ERSTE SPUR:

» herzoffen
innerst
drin
MIT «

*Priorin Sr. Ancilla Wißling OCD, Karmel „Maria vom Frieden“ in Köln;
im Gespräch mit Religionslehrerinnen und -lehrern am 21. Januar 2012 im
Edith-Stein-Exerzitienhaus, Siegburg.*

Das sind die vier Leitworte, die der Karmelitin Sr. Ancilla aus dem Kölner Karmel in den über 50 Jahren ihrer Ordenszugehörigkeit spiritueller Alltagskern geworden sind. Sie bedeuten im Grunde eines:



In jeder Kreatur
ein Funke Gottes

*Überschrift auf der Titelseite
der Partitur von Leos Janacek's Oper:
Aus einem Totenhaus*

In der Offenheit für das Ereignis der Menschwerdung Gottes, worin ALLES „innecarniert“ ist, wo Gott ganz Welt und somit weltlich wird in seiner liebenden KENOSIS (der Selbstentäußerung und -entleerung Gottes in Welt, Gott als Welt, wodurch nichts und niemand aus dem Ereignis Gottes herausfallen kann und es keine legitime Trennung zwischen geistlich und weltlich, religiös und säkular mehr geben kann), bin ich mit jeder und jedem unendlich tiefer und mehr darin verbunden, als jede äußere Trennung bedeuten kann.

EIN ZWEITER HINWEIS:

Insofern ist „MIT“ für Begegnung, Beziehung und Seelsorge unendlich bedeutsamer als jedes noch so wohlgemeinte und rettungserhoffende „FÜR“!

Die Vorstellung ist immer tiefer und alltäglicher darin zu entwickeln: Ich gehe zu einem Gespräch mit einem bedürftigen Menschen – ohne Begehren, ohne Bedingung, ohne Helferprojektion; zutiefst absichtslos – aber voller Wahrnehmung, Aufmerksamkeit und Bereitschaft, anzuschauen, was ist, zu vernehmen, zu fühlen, zu spüren, zu riechen, zu ertasten: Was ist jetzt in der Begegnung im Raum? Welche Energie kommt mir entgegen? Ohne warum, wozu, wohin – und daraus hören, vernehmen und dazu geben, dazu tun. Was könnte ein nächster gehbarer Schritt sein. Nicht mehr und weniger nicht! Das ist genug!

Die Seelsorge ist geistlich zutiefst arm – und ist so das Geschehen des OFFEN, zuinnerst, das ist Hoffen und Glauben, ein Geschehen des Gott-INNEN-INNERST-OFFEN im MIT! Nur die Seelsorge hat NICHTS, will NICHTS, weiß NICHTS!⁴

Und dies ist (und kann mehr und mehr werden), so meine ich, DER Segen in der Beziehung zu/mit den Leidenden, den Wunden und Verstrickten, vor allem, was diese zurück geben können im MIT, trotz und in all' ihrer Lebensverstrickung und -versperrung. Es wird ein PLATZ geschaffen, ein Raum für das Absichtslose in der Begegnung, aus dem vieles erwachsen kann, was ich, der Seelsorgende, aber nicht weiß, nicht will und nicht habe.[‡]

* In allen Zwängen

außen

innen

gefangen

wund

verstrickt

armselig

krank

m i t

besitzlos

freiend

Besuchen, aufsuchen, dem DU Platz einräumen, so, wie Martin Buber es in „Ich und Du“ als das offene Geheimnis von Beziehung beschreibt, das nie den anderen zur Sache, zum Zweck, zur Projektion, nicht einmal zum besten „Etwas“ machen darf: *„Wer Du spricht, hat kein Etwas zum Gegenstand. Denn wo Etwas ist, ist anderes Etwas, jedes Es grenzt an andere ES. Es ist nur dadurch, dass es an andere grenzt. Wo aber Du gesprochen wird, ist kein Etwas. Du grenzt nicht. Wer Du spricht, hat kein Etwas, hat nichts. Aber er steht in der Beziehung.“*⁵

Das Zweckfreie in dieser Beziehung kann das Freiende möglich machen, eher als alles andere, so meine ich, denn es hält offen, schenkt Würde, bleibt auf Augenhöhe ohne Hierarchie im Kontakt. So geschieht, mitunter darin, der gottoffene Ereignisraum, in dem nichts geschehen muss – aber alles geschehen kann, was im Rahmen des Möglichen möglich ist. Keine Selbstüberforderung, kein Helfersyndrom, keine Omnipotenzphantasie – nur herzoffenes MIT, aus der Ahnung, Gott ist immer zuvor innerst DRIN – und damit ein Unverlierbares, Unzerstörbares, Heiles, Rettendes, Auferweckendes von LEBEN, das nicht zerstört werden kann, wenn Gott GOTT i s t.

Markus Roentgen

1. Diese Aussage stammt von Nicolas Malebranche, französischer Philosoph und Oratorianer (1638-1715). Zitiert nach Walter Benjamin, Franz Kafka: Ders., Gesammelte Schriften II, 2; hg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt/a. M. 2/1989, S. 432.
2. Vgl. Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen und erläuternde Texte; übersetzt und erklärt von Peter Knauer. Graz-Wien-Köln 3/1988; darin besonders die Nummern 230-237: Betrachtung, um Liebe zu erlangen, S. 99 ff.
3. Vgl. Das jüdische Neue Testament, übersetzt von David H. Stern. Hänssler-Verlag 4/2007, S. 476.
4. Vgl. dazu die Predigt des Meister Eckhart, „Beati pauperes spiritu, quia ipsorum est regnum coelorum“ zu Mt 5,3, deren Kernsatz lautet: „Das ist ein armer Mensch, der nichts will und nichts weiß und nichts hat.“: Meister Eckhart, Deutsche Predigten und Traktate, hg. und übersetzt von Josef Quint (= detebe Klassiker 20642). München 1979, S. 303-309.
5. Martin Buber, Ich und Du. Heidelberg 11/1983, S. 10.

... dem (DV) Platz einräumen

MENSCHEN MIT UND OHNE DEMENZ IM BLICK DER PASTORAL

WIRKUNGEN IM PROJEKTVERLAUF

Aufgrund der demografischen Entwicklung wird die Zahl der Menschen mit einer Demenz in den kommenden Jahren ansteigen. Dies ruft bei einem großen Teil der Bevölkerung Ängste und Unsicherheiten hervor. Politisch werden Menschen mit einer Demenz derzeit vor allem als Problem betrachtet: Pflegenotstand und Kostenfaktor sind die Schlagworte. Gesellschaftlich rückt das Thema bereits ganzheitlicher in den Fokus.

Seelsorge und Pastoral sind angefragt, bewusstseinsbildend Stellung zu beziehen. Es ist drängend, dass sich die Pastoral mit dem Thema Demenz beschäftigt und vor allem aus theologischer Perspektive auf die Fragen, Unsicherheiten und Ängste der Menschen eingeht.

Es geht darum, ein theologisch-pastorales Bewusstsein dafür zu schaffen, Menschen mit einer Demenz nicht ausschließlich als Problem und notwendige Aufgabe für die Pastoral zu betrachten. In dem, was sie sind und auch zu geben haben, sind sie als Getaufte und Gefirmte lebendige Mitglieder der Kirche und tragen zum Reichtum und zur Vielfalt dieser Kirche bei. Gegenseitige Aufmerksamkeit und Wertschätzung bezieht alle und alles ein, ohne auszugrenzen. Diese geistliche Haltung entwickelt sich im gemeinsamen Gehen prozesshaft und bedarf der kontinuierlichen Reflexion.

WIE DAS PROJEKT IMPULSE SETZT

Die Hauptabteilung Seelsorge im Erzbistum Köln geht diesen Weg hin zu einem theologisch-seelsorglichen Bewusstsein exemplarisch für die Kirche.

Dazu bietet sie die theologisch-praktische Handreichung in Form von Impulskarten an: „Der innere Kern – Spirituelle Zugänge zur Demenz“.

Gegenseitige Aufmerksamkeit und
Wertschätzung bezieht alle und alles ein,
ohne auszugrenzen.

Die Ausstellung Mensch.Demenz.Kirche. mit Bildern des Fotografen Michael Uhlmann und spirituellen Impulstexten wandert durch das Erzbistum Köln. Mit Buchen der Ausstellung kann man nach Absprache mit den örtlichen Bildungswerken ein ergänzendes inhaltliches Rahmenprogramm für den jeweiligen Ausstellungsort entwickeln und anbieten.

In Kooperation mit dem Kunstmuseum KOLUMBA wurde das Thema an zwei Gesprächsabenden im Museum künstlerisch-seelsorglich unter der Perspektive „Kunst ist Seelsorge“ aufgegriffen.

Zur spirituellen Vertiefung organisierte die Projektgruppe einen Pastoralen Fachtag für haupt- und ehrenamtlich engagierte Menschen unter dem Leitgedanken „Wenn Menschen mit Demenz Propheten und Prophetinnen sind“.

Darüber hinaus wurde das Thema in bereits feststehende Fortbildungsformate für Küsterinnen und Küster, Kapläne und Mitarbeitende im Pastoralbüro übertragen.

Im Zuge der Dreikönigswallfahrt wird ein Pilgerweg für Menschen mit und ohne Demenz durchgeführt.

Alle Maßnahmen, Angebote und Materialien werden von den direkten als auch indirekten Zielgruppen genutzt und wahrgenommen. Das Feedback zu allen Produkten und Angeboten ist durchweg positiv. Die Nachfrage, auch über die Bistumsgrenzen hinaus, ist bislang kontinuierlich gegeben. Die theologischen Aussagen sind in einen (digitalen) medialen Diskurs gebracht.

WAS HABEN DIE PROJEKTAKTIVITÄTEN BISLANG BEWIRKT? ODER: KONKRET WERDEN!

Die Nachfrage an der Wanderausstellung und dem Kartenset verdeutlicht das Interesse der unterschiedlichen Akteure. Die Evaluationsgespräche und positiven Resonanzen zeigen im Detail, dass die Maßnahmen und Produkte zu einer inneren Auseinandersetzung anregen.

Ein Perspektivwechsel wird bei den Zielgruppen angeregt, die von Demenz betroffenen Menschen mit ihrer unveräußerlichen Würde als Teil der Gemeinde zu begreifen. Die Perspektive mit Blick auf

Wir sollten Demenz nicht als Krankheit sehen,
sondern als Teil des Lebens sehen lernen.

die Themen Demenz und Hochaltrigkeit wird dahingehend erweitert, der altersbedingten Reifeentwicklung Raum zu geben. So erschließt sich den spirituell lebenden Menschen im Alterungsprozess die Erkenntnis, dass der (Lebens-)Sinn im Altern zunehmend aus der Gnade Gottes heraus empfangen wird, unabhängig von der erbrachten (Lebens-)Leistung. Die alten Menschen sind Vorbilder für ein gelingendes Leben in der Gnade Gottes, die jüngeren Generationen lernen von ihnen. Die Erkenntnis wächst, dass Hochaltrige und Menschen mit Demenz – durch ihr Da-sein vor aller Leistung und trotz aller Einschränkung – der jüngeren Generation einen lebensfördernden Zuspruch anbieten können.¹

Die im Laufe des Projektes geführten Gespräche verdeutlichen, dass eine Thematisierung von Demenz und der damit verbundenen Ängste und Nöte dazu führt, die eigene bisher eher defizitäre Sichtweise auf Menschen mit Einschränkungen zu überdenken. In Gesprächen mit den Seelsorgenden wird deutlich, dass der durch das Projekt eröffnete Raum für die spirituellen Zugänge zum Thema Demenz ein anderes Bewusstsein und neue Perspektiven für das pastorale Handeln ermöglicht. Die spirituellen Kartenimpulse „Der innere Kern“ werden als eine mögliche Orientierungshilfe für den Umgang der Seelsorgenden mit den betroffenen Menschen wahrgenommen. Die Auseinandersetzung mit dem Thema Demenz und die so bedingte Selbstreflexion, angeregt durch die im Projekt entwickelten Materialien und die Ausstellung, erlauben eine Haltungsänderung.

Ute Aldenhoff

1. Vgl. auch dazu Rügger Heinz, Vom Sinn im hohen Alter. Theologischer Verlag Zürich, 2016.

IST GOTT GEIST ODER TREUER BEGLEITER?

MENSCHEN MIT DEMENZ ALS CHANCE FÜR THEOLOGIE UND KIRCHE

In der griechisch-römischen Antike haben sich die Kirchenväter unter dem Einfluss insbesondere der platonischen Philosophie darauf festgelegt, dass Gott reiner immaterieller Geist ist. Entsprechend wurde auch die Streitfrage, worin denn die Gottesbildlichkeit des Menschen bestehe, ob in seiner körperlichen Gestalt oder in seiner seelischen Ausstattung, beantwortet: in seiner Vernunftseele. Dieser Entscheidung lag die Vorstellung zugrunde, dass der geistige Gott nur durch Geistwesen erkannt werden könne. Diese auch bei Augustinus breit vertretene Überzeugung wurde ein knappes Jahrtausend später von dem Kirchenlehrer Thomas von Aquin bekräftigt: „So ist es also klar, dass nur die vernunftbegabten Geschöpfe im eigentlichen Sinne nach dem Bilde Gottes sind.“ (STh 93,2) Bis in gegenwärtige philosophische Debatten über den Personbegriff wirkt sich diese kognitivistische Weichenstellung aus: Menschen, denen krankheitsbedingt die Vernunftvermögen abhanden kommen oder sie nie entwickelt haben, erhalten dieser Logik zufolge einen prekären moralischen und rechtlichen Status. Denn das biblische Anthropinum der Gottesbildlichkeit wurde in der europäischen Geistesgeschichte mit dem Person- und Würdestatus identifiziert, der kognitiv eingeschränkten Menschen nicht selten abgesprochen wird.

Angesichts dieser verengten Perspektive auf die Vernunft scheint auch die Theologie nicht sehr gut gerüstet zu sein, um sich des gesellschaftlich drängenden Problems zunehmender demenzieller Erkrankungen seelsorglich adäquat annehmen zu können. Dabei zeigen die altisraelitischen Texte wenig Interesse an der theoretisch-ontologischen Bestimmung, wer oder was Gott sei. Bei seiner Begegnung mit Gott am brennenden Dornbusch wird die Frage des Mose, als wen er Gott denn den Israeliten in Ägypten vorstellen solle, durch die programmatische Namensoffenbarung Gottes beantwortet:

Ich bin JHWH (Ex 3,14), was übersetzt wird mit: „Ich bin, der ich bin“ oder „Ich bin der, der immer mit euch sein wird“. Darin liegt eine bedeutsame praktisch-theologische Alternative zu der philosophisch-theoretischen Gottesvorstellung. Die Zusage Gottes, ein treuer Begleiter der Menschen zu sein, wird an keine anthropologische Voraussetzung gebunden. Sie gilt bedingungslos und setzt sich in Jesus Christus, dem gottgesandten Erlöser, fort: „Ich bin bei Euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“ (Mt 28,20)

Was bedeutet das nun konkret für die Seelsorge von Menschen mit einer demenziellen Erkrankung? Zunächst ist festzuhalten: Kein Mensch fällt aus dieser Zusage Gottes aufgrund einer gesundheitlichen Einschränkung heraus, weder durch eine körperliche noch durch eine geistige Behinderung. Ein kirchlicher Auftrag liegt daher nah: Da Menschen mit Demenz und deren Angehörige sich nicht selten aus Überforderung und aus Scham aus der Öffentlichkeit zurückziehen oder in Altenpflegeheimen liebevoll und kompetent betreut werden, gilt es, ihnen wie ein guter Hirte dem verlorenen Schaf nachzugehen (Lk 15), um sie ins Zentrum der christlichen Gemeinde zurückzuholen. Dies ist umso wichtiger, als die demenzielle Erkrankung eine sehr schwere, den kranken Menschen selbst wie auch die ihn Begleitenden stark verunsichernde Erkrankung ist. Wichtig ist auch, die Zugehörigen der erkrankten Menschen mit in den seelsorglichen Blick zu nehmen. Denn sie leisten nicht nur eine anstrengende Betreuungsarbeit, sondern müssen vor allem damit fertig werden, dass die erkrankten Angehörigen in ihrer Persönlichkeit verändert sind und sie im späteren Verlauf nicht einmal mehr erkennen. Dies bedarf der seelsorglichen Begleitung. Im Kontext der christlich-hospizlichen Sterbebegleitung hat sich seit Jahrzehnten eine zivilgesellschaftliche Unterstützung für Sterbende und ihre Zugehörigen herausgebildet. Ähnliches wird auch für von Demenzerkrankungen betroffene Personen und Lebensgemeinschaften gebraucht.

Hilfreiche Hinweise für die konkrete Ausfüllung des kirchlichen Seelsorgeauftrags bietet die neuere, übrigens in ihren Anfängen christlich inspirierte, pflegewissenschaftliche Demenzforschung. Der englische Theologe und Sozialpsychologe Tom Kitwood hat mit sei-

Augen, Ohren, Herz und Seele öffnen,
für Gefühle, Gespräche, das Miteinander.

nem Ansatz der „Personzentrierten Pflege“ von Menschen mit Demenz gefordert, die *Person* mit ihren noch vorhandenen Fähigkeiten ins Zentrum zu stellen, statt auf die krankheitsbedingten Defizite zu starren. Kitwood hat den Blick dafür geschärft, immer besser zu erkennen, dass Menschen mit Demenz in allen Phasen ihres Krankheitsverlaufs in Beziehung bleiben wollen und ein starkes Bedürfnis nach der Erhaltung ihrer personalen Integrität besitzen. Da ihnen sukzessive die Fähigkeiten für eine verbale Beziehungsaufnahme und die Selbstintegration verloren gehen, müssen wir Gesünderen für sie hier einspringen. Diese Fürsorge gelingt vor allem dadurch, dass wir nicht auf die unwiederbringlich verlorenen Fähigkeiten von Menschen mit Demenz fixiert bleiben, sondern auf ihre verbliebenen Talente und Ressourcen schauen. Die Psychogerontologin und Entwicklerin der Selbsterhaltungstherapie bei Menschen mit Demenz, Elisabeth Romero, würde sagen: Es geht darum, mit dem gesunden Bein zu arbeiten, statt das kranke Bein zu malträtieren. Ständiges Korrigieren und Vorwürfe verunsichern Menschen mit Demenz noch weiter und beschämen sie unnötig, wenn sie mal wieder aus unseren – oft genug spießbürgerlich erstarrten – Ordnungsvorstellungen herausfallen. Vielfach reagieren sie dann durch so genannte „herausfordernde“ Verhaltensweisen oder ziehen sich noch mehr zurück. In ihrer Empfindsamkeit gegenüber Kritik liegt auch eine gemeindliche, sogar gesellschaftliche Chance, nämlich unseren üblichen defizitorientierten Blick in einen das Gute und die Stärken im Anderen anerkennenden zu verwandeln – eine echte gesamtgesellschaftliche Herausforderung, von der letztlich alle profitieren können!

Hier ist der Ort, theologisch-paulinisch (1 Kor 12) gewendet, die Charismen der Menschen mit Demenz zu entdecken und mit ihnen zu feiern. Es ist ganz berührend, zu erkennen, wie viel Freude Menschen mit Demenz beim Singen und Tanzen, und bis ganz zuletzt beim Musikhören entwickeln können, also bei nonverbalen Angeboten des In-Beziehung-Bleibens mit sich selbst und anderen. Menschen mit Demenz können eine Chance sein, uns von den kognitivistisch verengten Vorstellungen von Gottesbeziehung generell in der Theologie und speziell in der Liturgie zu befreien. Ob es mit der Zeit im-

28 Ist Gott Geist oder treuer Begleiter?

mer besser gelingt, uns in den Gemeinden auf die Beziehungstalente von Menschen mit Demenz einzulassen und uns in ihr Tanzangebot einzuschwingen? Ich bin hoffnungsvoll, dass Menschen mit Demenz sogar viele unentdeckt schlummernde Talente von Gemeindemitgliedern wecken könnten!

Dr. Heike Branszke

Dialog

Auge in Auge

konzentriert.

Einander ansehen

verstehen.

Mehr sehen

weiter denken.

Demenz

Ute Aldenhoff

»GOTT SAH ALLES AN, WAS ER GEMACHT HATTE, UND ES WAR SEHR GUT.«

(GEN 1,31)

Mein Vater starb mit 80 Jahren – er war 8 Jahre dement. Die Krankheit war für die ganze Familie eine Herausforderung. Menschen mit Demenz verändern sich – sie sind nicht mehr die „Alten“. Das weiß man, und doch ist es nicht leicht, wenn man es selbst erlebt. Neben der Frage, wie sie am besten versorgt und gepflegt werden können, stellt sich immer wieder die andere: Wie erleben sie jetzt ihr Umfeld, ihre Umwelt; was nehmen sie auf und wie?

Die Welt der Demenzkranken mag eingeschränkt erscheinen, das ist die Sicht derer, die (noch) nicht dement sind. Man darf nicht dem Irrtum verfallen, zu glauben, diese Menschen bekämen nichts mehr mit von dem, was um sie herum geschieht, oder auch was andere über sie reden. Es ist mehr, als wir ahnen. Und so lehren sie uns, ihre je spezifische Würde – die Gott jedem und jeder einzelnen von uns zuspricht – zu entdecken. Ihre Würde ist vielleicht vorrangig die der Erinnerung – diese Menschen nehmen uns mit in ihre Kindheit und Jugend und erzählen von sich aus einer anderen Zeit. Gebete und Lieder ihrer Jugend erinnern sie meist sehr gut – und mit dieser Erinnerung leben sie in der Gemeinschaft der Glaubenden. Aber das ist auch nur eine Dimension.

Der Theologe und Soziologe Reimer Gronemeyer hat 2013 ein Buch herausgebracht mit dem Titel: „Das 4. Lebensalter. Demenz ist keine Krankheit“. Darin beschreibt er sehr realistisch die Situation unserer Gesellschaft, einer alternden und damit einer wachsenden Zahl von Demenzkranken. Und er stellt die Frage, wie damit umzugehen sei. Die aktuelle und einzige Antwort scheint zu sein: noch mehr Pflege. „Nein“, sagt Gronemeyer, und plädiert dafür, „die Demenz aus ihrem medizinisch-pflegerischen Ghetto herauszuholen. Schauen, was dann passiert“. (S. 14) Und weiter: „Es geht darum, ... die Denkrichtung umzukehren. Es geht darum, die Frage zu stellen, ob wir in die richtige Richtung gehen. Sind die professionelle Pflege und der Ausbau der ambulanten bzw. stationären Versorgung die ein-

zige Antwort auf eine alternde Gesellschaft ...?“ (S. 14) Und dann zitiert er den dänischen Theologen Søren Kierkegaard: „... jede wahre Kunst muß mit einer Erniedrigung anfangen. Der Helfer muß zuerst knien vor dem, dem er helfen möchte. Er muß begreifen, dass zu helfen nicht zu beherrschen ist, sondern zu dienen; dass helfen nicht eine Macht, sondern eine Geduldsübung ist“. (S. 15) Von daher brauche es einen Neuzugang – eine neue Sicht auf diese Menschen: „Entweder wird die Demenz endlich als soziale Aufgabe wahrgenommen, bei der die medizinische Expertise eine helfende Rolle spielen darf, oder wir stehen vor einem ökonomischen, kulturellen und humanitären Bankrott. Es geht ... um nicht mehr und nicht weniger als um einen Umbau der Gesellschaft.“ (S. 22)

Geht es auch um einen „Umbau“ in der Sichtweise durch die Kirche?

Auf der Folie dieser Aussagen stellt sich mir seelsorglich und theologisch u. a. die Frage: Was vermitteln mir demente Menschen, was ist ihre „Berufung“ im Kontext der Berufungen der Kirche? Vermitteln sie etwas? Kann bzw. darf ich diese Frage (so) stellen?

Dem Alten oder Ersten Testament entnehme ich darauf drei Antworten: „Gott sah alles an, was er gemacht hatte, und es war sehr gut.“ (Gen 1,31)

Und im Buch der Weisheit heißt es: „Du liebst alles, was ist, und verabscheust nichts von dem, was du gemacht hast; denn hättest du etwas gehasst, so hättest du es nicht geschaffen. Wie könnte etwas ohne deinen Willen Bestand haben oder wie könnte etwas erhalten bleiben, das nicht von dir ins Dasein gerufen wäre? Du schonst alles, weil es dein Eigentum ist, Herr, du Freund des Lebens.“ (Weisheit 11,24-26)

Die „Krönung“ der Würde jedes Menschen beschreibt uns der Psalmist: „Herr, unser Herr, wie gewaltig ist dein Name auf der ganzen Erde, der du deine Hoheit gebreitet hast über den Himmel.

Aus dem Mund der Kinder und Säuglinge hast du ein Bollwerk errichtet, wegen deiner Gegner, um zum Einhalten zu bringen Feind und Rächer. Seh ich deine Himmel, die Werke deiner Finger,



Mond und Sterne, die du befestigt:

Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst,
des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?

Du hast ihn nur wenig geringer gemacht als Gott,
du hast ihn gekrönt mit Pracht und Herrlichkeit.

Du hast ihn als Herrscher eingesetzt über die Werke deiner Hände,
alles hast du gelegt unter seine Füße.“ (Ps 8,2-7)

Es gibt somit keine Einschränkung der Würde eines Menschen – sie gilt unabdingbar von der Geburt bis zum Tod – und bar jeglicher Einschränkung.

Wenn wir mit Paulus auf die o.g. Frage schauen, so gibt er uns die Antwort in seinem Brief an die Korinther. Im 12. Kapitel beschreibt er die „Gaben des Geistes“, die in der Gemeinde wirksam sind. „Es gibt verschiedene Gnadengaben, aber nur den einen Geist. Es gibt verschiedene Dienste, aber nur den einen Herrn. Es gibt verschiedene Kräfte, die wirken, aber nur den einen Gott. Er bewirkt alles in allen. Jedem aber wird die Offenbarung des Geistes geschenkt, damit sie anderen nützt.“ (1 Kor 12,4-7)

Das führt im vorliegenden Kontext quasi automatisch zu der Frage: Welche Gaben des Geistes schenken uns Demenzzranke und wie „nützen“ sie uns?

Das lässt sich nicht pauschal sagen, aber im Kontakt mit jedem einzelnen an Demenz erkrankten Menschen erspüren. Die Frage an uns dabei ist: Was löst dieser Mensch, der mir da gegenüber sitzt, mich anschaut oder auch nicht, mit mir in Kontakt ist oder auch nicht – was löst dieser Mensch in mir aus? Welche Resonanz gibt es in meinem Inneren? Dabei geht es nicht um Mitleid oder darum, was ich für diesen Menschen tun kann, sondern darum, wo und wozu er mich in meinem Leben herausfordert, wo er mir Impulse gibt, noch etwas über mich und mein Leben zu entdecken und zu lernen, wo ich – auch spirituell – wachsen kann.

Menschen mit Demenz lehren uns,
ihre spezifische Würde - die Gott jedem
einzelnen Menschen zuspricht - zu entdecken.

Worin zeigt sich diese Würde?

Wie kann ich sie entdecken?

SEELSORGE – EIN GRUNDVERSTÄNDNIS

Die Kirche hat ihre Berechtigung darin, dass sie die Botschaft Jesu in Wort und Tat selbst lebt, bezeugt und verkündet. Die Menschen, an die sie sich richtet, können konkret erfahren: Gott steht auf deiner Seite und begleitet dich auf allen Wegen deines Lebens. Ihre „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“¹ kennt und teilt eine Seelsorge, die nahe bei den Menschen ist.

Markenzeichen einer kirchlichen Seelsorge ist, unter dem Vorzeichen des Glaubens an den dreifaltigen Gott, dabei zu unterstützen, dass Menschen ihr Leben deuten und gelingend gestalten können. Hierbei bewegt sich die Seelsorge in einem Spannungsfeld von Krisenbewältigung, wie beispielsweise in Situationen von Krankheit und Scheitern, bis hin zur Begleitung eines gelingenden Lebens, wie beispielsweise Hochzeit und Taufe. Nicht selten ereignet sie sich auch zufällig bei Begegnungen im Alltag.

Immer geht Seelsorge ermöglichend dahin, dass Menschen in Beziehung miteinander und zu Gott kommen, um IHN immer tiefer als den Sinn ihres Lebens zu entdecken und anzunehmen. Mit Seelsorge ist darum auch ein missionarischer Impuls verbunden, wie Papst Franziskus in seinem Apostolischen Schreiben *Evangelii gaudium* zeigt.²

Seelsorge lenkt den Blick auf den konkreten Ereignischarakter kirchlichen Handelns in seinen vielfältigen Ausformungen. Dabei wird der ganze Mensch gut biblisch in seiner Leiblich- und Geschichtlichkeit gesehen und nicht in Leib und Seele aufgespalten. Er ist auf die Beziehung und den Dialog mit anderen Menschen und Gott angewiesen.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat geweitet, dass alle Getauften und Gefirmten einen Beitrag zur Seelsorge leisten können und sollten.³ Die sakramentale Dimension gehört, weil sie auf Jesus selbst verweist, zur Seelsorge wesentlich dazu. Darum sieht die Kirche Seelsorge in besonderer Weise an den priesterlichen Dienst gebunden. Gegenüber Jesus Christus sind letztlich alle „Seelsorgehelfer“, und Jesus wirkt sein Heil durch sie. Dies bedeutet auch, menschliche Seelsorge ist heilsam und sie weiß selbstkritisch darum, dass Heil nur Gott allein wirken kann. Aus dieser Einsicht resultiert, dass

WAS IST SEELSORGE?

im langsamen Sterben kämmen
die Raucherfinger reinigen
dem Sterbewunsch
nicht
widersprechen
alles anhören
wenn möglich öffnend zuhören
mitgehen
zum Duschen
lächelnd
 verabredet
in der Frühe
verbündet
die würdelosen Tabletten
wegwerfen
im Lachen
einverstanden
mit dem NEIN
des Menschen

... 

Seelsorge ein demütiger Dienst der Seelsorgenden ist. Dieser verlangt, dass sich der Seelsorgende zurücknimmt, sein Gegenüber in aller Freiheit achtet und ihm auf Augenhöhe begegnet.

In erster Linie sind die Seelsorgenden darum Hörende. Hörend auf Gottes Geist, die Kirche, ihr Gewissen, ihr Herz. Sie sind nicht die, die immer adäquate Hilfe geben können und die richtige Antwort haben. Papst Gregor der Große bezeichnete Seelsorge als „die Kunst aller Künste“⁴, verlangt sie in der Regel doch, nicht nach einem Einheitsschema, sondern mit Fingerspitzengefühl und zweckfrei auf die jeweilige Situation und den konkret individuellen Menschen einzugehen und sich dafür Zeit zu nehmen. Eingebettet ist die heutige Seelsorge in vielfache Wissenschaftskontexte, Gesellschaftsbilder und Glaubensmuster. An diese soll die Seelsorge anknüpfen können und erfahrbar werden, ohne ihre Identität zu verlieren.

Das Charakteristische einer so verstandenen Seelsorge wird in dem Zitat des Pastoraltheologen Philipp Müller deutlich: „Seelsorge ist ein ganzheitliches Dialog- und Kommunikationsgeschehen im Auftrag der Kirche, bei dem göttliches Wirken und menschliches Engagement ineinandergreifen.“

Patrick Oetterer

1. So lautet die Eröffnungspassage der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* über die Kirche in der Welt von heute.
2. „Eine Seelsorge unter missionarischem Gesichtspunkt steht nicht unter dem Zwang der zusammenhanglosen Vermittlung einer Vielzahl von Lehren, die man durch unnachgiebige Beharrlichkeit aufzudrängen sucht. Wenn man ein pastorales Ziel und einen missionarischen Stil übernimmt, der wirklich alle ohne Ausnahmen und Ausschließung erreichen soll, konzentriert sich die Verkündigung auf das Wesentliche, auf das, was schöner, größer, anziehender und zugleich notwendiger ist. Die Aussage vereinfacht sich, ohne dadurch Tiefe und Wahrheit einzubüßen, und wird so überzeugender und strahlender.“ Papst Franziskus, *Apostolisches Schreiben Evangelii gaudium* über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute. 24. November 2013. (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls; 194.) Bonn 2013, Nr. 35, S. 32.
3. Die Bedeutung von Taufe und Firmung für das Leben der Kirche hebt auch hervor „Gemeinsam Kirche sein.“ Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral. 1. August 2015. (Die deutschen Bischöfe; 100.) Bonn 2015.
4. Gregor der Große, *Liber regulae pastoralis*, I, S. 1.

...
die verweinten Augen sehen
ohne falschen Trost
das NIE BELIEBT achten
und es niemals
überfrömmeln
die Künstler/innen ahnen
die in allen drin sind
achten
den Dank annehmen
in den kleinsten besten
jeder will auch etwas geben
das Bedürfnis nach Sex und
Zärtlichkeit ehren
der Eros hört bis zum Tod nicht auf
die Nervenden aushalten
und das
an allen Tagen
auch da, wo andere
Sonn- und Feiertage haben
in dieser anderen Welt ...

KARTENSET

DER INNERE KERN – SPIRITUELLE ZUGÄNGE ZUR DEMENZ

Meist steht bei dem Thema Demenz die medizinische und pflegerische Sicht im Vordergrund. Der Mensch mit der Erkrankung wird auf seine Defizite, Unzulänglichkeiten und Einschränkungen reduziert. Das Kartenset „Der Innere Kern – spirituelle Zugänge zur Demenz“ ermutigt zu einem neuen Blick auf das Thema. Es regt an, eine ganzheitliche, an Mensch und Gott orientierte Sichtweise zu entwickeln und dieser entsprechend zu handeln. Wort und Bild eröffnen dabei viele Möglichkeiten, über Demenz aus der Perspektive von Glauben und Spiritualität nachzudenken und ins Gespräch zu kommen.

Die Zitate der einzelnen Karten stammen aus den Essays verschiedener Autorinnen und Autoren. Sie haben sich auf diesem sehr persönlichen Weg mit dem Thema Demenz auseinandergesetzt. Darauf abgestimmte Fragen auf der Rückseite führen den Leser unweigerlich in die Tiefe.

Das Motiv „Kosmisches Auge“ von Otto Freundlich ermöglicht eine weitere Annäherung. Freundlich war ein deutscher Maler und Bildhauer sowie Autor kunsttheoretisch-philosophischer Schriften. Er war einer der ersten Vertreter der abstrakten Kunst und lebte seit 1908 überwiegend in Frankreich. Dort wurde er nach einer Denunziation als Jude 1943 in ein Vernichtungslager deportiert und ermordet. Seine Kunst galt im Nationalsozialismus als „entartet“. Die Fenster der gotischen Kathedrale in Chartres prägten sein künstlerisches Leben, ermöglichten ihm den Blick in eine andere Welt. Die Leuchtkraft und Transparenz dieser Fenster inspirierten seine Malerei ein Leben lang. Die Nachwelt tat sich allerdings schwer, in Freundlich mehr als den Lieblingsfeind der NS-Kulturpolitiker zu sehen.

„Er war eine zentrale Figur, und wir haben ihn einfach vergessen“. *Julia Friedrich, Organisatorin der Freundlich-Retrospektive 2017 im Kölner Museum Ludwig.*

»Er war eine zentrale Figur,
und wir haben ihn einfach vergessen.«

*Julia Friedrich, Organisatorin der Freundlich-Retrospektive
2017 im Kölner Museum Ludwig*

Das Arbeiten mit dem Set ist auf vielfältige Weise möglich. Folgende Beispiele dienen als Anregung, das Kartenset auch mit eigenen Ideen zu nutzen:

Wählen Sie eine Karte, die Sie anspricht: Welche Farben sind vorrangig auf dieser Karte? Welche Farben haben in Ihrem Leben eine Rolle gespielt? In welcher Weise spricht Sie diese Farbe in Ihrem Inneren an? Welche Farbe haben Sie nicht gewählt und warum nicht? Schauen Sie sich dann im Einzelnen die kurzen Texte auf den Bildern an: Welcher Text berührt oder bewegt Sie? Ist es eine andere Karte?

Nehmen Sie die Karte mit dem Bild „Kosmisches Auge“ von Otto Freundlich: Welche spontanen Gedanken und/oder Empfindungen haben Sie bei diesem Bild? Was erzählt es Ihnen über Sie selbst? Was könnte es über demente Menschen aussagen? Hat das Bild eine spirituelle Dimension? Wenn ja, welche?

Bilden Sie Kleingruppen und einigen sich auf einen Text, der alle anspricht. Diskutieren Sie dann die entsprechende Frage auf der Rückseite.

Nutzen Sie den Bildimpuls von Eva-Maria Will zur Einstimmung auf eine Versammlung.

Legen Sie die einzelnen Karten zu einem Gesamtmotiv zusammen und sammeln Sie entsprechende Gedanken.

Brigitte Döpfer und Dr. Hedwig Lamberty

EIN KÜHNER ZWISCHENRUF

DEMENZ AUS THEOLOGISCHER PERSPEKTIVE

Die Theodizeefrage ist unlösbar, da es einem Schlag ins Gesicht gleichkommt, Leid irgendwie zu rechtfertigen. Nur der Einzelne kann dem Leid etwas abgewinnen, Leid per se ist sinnlos wie das Böse auch. Das gilt für den gekreuzigten Jesus genauso wie für alles andere Leid. Aber damit war die Geschichte ja nicht zu Ende, je nachdem, wer diese Geschichte wie erzählt.

Wenn auch nicht immer und bei jedem gleich, so ist doch Demenz in der Regel für die meisten Menschen ein leidvolles Schicksal. Auf die Demenz per se gibt es demnach genauso wenig eine Antwort wie auf alles andere Leid. Es liegt an jedem Einzelnen, ob und wie er in seinem Lebenskontext der Demenz einen Sinn abgewinnen kann. Vielleicht den, sich zu überlassen, sich dem guten Willen anderer zu übergeben, vielleicht aber auch, sich bis zum Schluss nach Kräften zu wehren.

Jeder, auch der Forscher und Experte, entwickelt zur Demenz ein eigenes Narrativ, denn auch dann, wenn Demenz per se keinen Sinn hat, so können wir doch selbst für uns auf den Versuch einer Integration nicht verzichten. Demenz ist zu fundamental, um dazu nicht eine Geschichte zu erzählen. Es gibt die Geschichten der Mediziner, der Betroffenen, ihrer Angehörigen, der Pflegenden. Also warum dann nicht auch eine Geschichte aus dem christlichen Glauben heraus? Hier allerdings gibt es einige Hürden.

Christlicher Glaube gleicht einem bunten Knäuel mit vielen Fäden. Ich greife einen Faden heraus: Glaube ‚an‘ jemanden ist logisch nicht ganz ohne einen Glauben ‚dass‘ zu haben. Folglich gibt es so etwas wie ein Glaubensbekenntnis, das sich auf eine Geschichte bezieht. Glauben ist nicht primär (aber auch) Gefühl, Ahnung oder Haltung, sondern eine freiwillige Einwilligung, ein Bekennen und Bejahen von Propositionen und also von Aussagen, und dies öffentlich und vernehmbar! Dass eben dies eingebettet ist in eine Lebenswei-

Demenz ist zu fundamental, um dazu
nicht eine Geschichte zu erzählen.

se, ohne welche das Bekennen ein unverständlicher isolierter Akt wäre, versteht sich von selbst, genauso, dass Glauben nicht nur in Bekennen besteht. Aber innerhalb dieser Lebensweise/Lebenswelt ist das öffentliche Bekennen und Erinnern (incl. Eucharistie) ein Kernbestandteil. Durchaus nüchtern und gültig auch ohne große Gefühle. Auch ein gefühlssarmer Mensch kann glauben. Dazu muss Einsicht herrschen, müssen Geschichten erzählt und verstanden werden. Christlicher Glaube bezieht sich auf eine Geschichte Gottes mit den Menschen, und die Aufgabe der Menschen ist es, sich zu erinnern. Wie immer man die Gottebenbildlichkeit verstehen will, ganz ohne kognitive Funktionen („Geist“) kommt man auf beiden Seiten nicht aus. Zumindest müssen sich beide aneinander erinnern.

Wie dann kann ein Mensch, der alles vergisst – oder doch das meiste – in eine lebendige Beziehung zu Gott treten? Gehört ein Mensch, der (alles) vergisst, zur Gemeinschaft der Gläubigen? Oder vom Innen des Glaubens her gefragt: Welchen Sinn soll es haben, dass der Mensch in eine Verfassung gerät, in der er keine Beziehung zu Gott mehr aufnehmen kann? Was für ein Gott kann demnach in der Demenzthematik gefunden werden? Aus eben diesem Grund beschreibt D. Keck Demenz als ‚theological disease‘.

Eine erste Antwort auf diese Frage hat John Swinton gegeben: die substitutive Erinnerung. Christen sind Leib Christi und bleiben in einer Gemeinschaft der Gläubigen auch dann, wenn sie sich selbst nicht mehr erinnern können. Zum einen erinnert sich die Gemeinde stellvertretend für das Mitglied mit Demenz. Zum anderen aber wird die Erinnerung getragen von dem Erinnern Gottes an den Menschen. Gott bewahrt die Identität des Menschen auch dann, wenn der Mensch sie selbst nicht mehr zur Verfügung hat. Wenn Glauben also bekenndes Erinnern impliziert, dann ist es gleichsam Gott selbst, in dem und aus dem heraus sich die Beziehung zur Person entfaltet: die Erinnerung und das Glauben des Menschen geschehen in Gott selbst.

Der Nachteil dieser Denkfigur scheint zu sein, dass das ganze Geschehen in Gott selbst verlagert ist, also einen solipsistischen Charakter annimmt. Die konkrete Person mit Demenz bleibt ziemlich au-

gehört ein Mensch, der (alles) vergisst,
zur Gemeinschaft der Gläubigen?

ßen vor und von Gott getrennt, der das nun gleichsam mit sich selbst ausmacht. Die Person mit Demenz bleibt erst einmal allein und Gott kommt nicht mehr vor, befindet sich außerhalb des Leids und wird nicht gegenwärtig im Leid erfahrbar. Am Ende soll im Eschaton wieder alles gut werden (Modell: ‚eschatologische Ausgangstür‘), aber den schmutzigen und widerlichen Kampf mit der Erkrankung muss die Person schon selbst ausfechten.

Will man diese Konsequenz vermeiden, muss man den Bund Gottes mit den Menschen nicht allein über das Konzept ‚Erinnern‘ denken. Gott selbst muss in den extrem belastenden Umständen präsent gedacht werden können.

Ein Modell, dies weiterzuführen, kann an die soziale Natur des Menschen anknüpfen: Identität entsteht und wird genährt durch Beziehungen, also fortlaufende Austauschprozesse. Der Einzelne wird gedacht als die Summe seiner sozialen Adressen (Systemtheorie) oder als Summe der Introjekte, Objektbeziehungen, der selbst- und interpersonalen Beziehungen. Die Beziehung zwischen der Identität des Einzelnen und der ihres sozialen Kontextes, damit auch das Maß wechselseitiger Abhängigkeit, weist wohl unterschiedliche Dichten, Ausprägungen, Inanspruchnahmen auf. Die Identität des Einzelnen ragt demnach in das soziale Umfeld mehr oder weniger stark hinein. In zunehmendem Maße kann sich die Person mit Demenz nicht mehr selbst erzählen, sondern wird von anderen erzählt. Sinnvoll ist es, anzunehmen, dass der Einzelne seine Identität niemals exklusiv „hat“ oder „besitzt“ (dies gilt eher als transzendentaler Schein der Einheit des Subjekts, der gleichwohl notwendig ist), sondern dass andere in unterschiedlichem Ausmaß an dieser teilhaben, sie unterstützen oder unterminieren. Dies erlaubt die Vorstellung, dass andere im Rahmen einer Sorgehaltung zunehmend die Identität einer Person mit Demenz bewahren können. Einige dieser Identitätsanteile sind derart im Sozialen, also in Beziehungen zu anderen Menschen verankert, dass ein bestimmter Grad von Schwierigkeiten am proximalen Ende (der Person selbst und ihrer Demenz) nicht unbedingt das beeinflusst, was am distalen Ende geschieht – also in, mit und durch die Beziehungen zu Menschen, welche die

Identität der Person mit Demenz stellvertretend halten: in Geschichten, die man von ihr erzählt, in Praktiken, die man mit ihr pflegt: was andere von der Person mit Demenz wissen und mit ihr tun, erhält bzw. unterstützt die Person in dem, was sie von sich noch weiß. Dies weitet sich aus in Achtsamkeit, Sorge, Pflege und Zuwendung, in der und durch die die Person mit Demenz Teil der Gemeinde und damit Teil des Gottesvolkes bleibt. Pflege, Sorge, Anteilnahme, Inklusion könnten als eine Art praktisch gelebte Erinnerung, als Gottesdienst verstanden werden. So wie Israel die Geschichte Gottes mit seinem Volk bewahrt und wie in der Eucharistie Erinnerung realisiert, ja geradezu konsumiert wird, so wird der Einzelne durch und mit der Sorge in der Gemeinschaft der Gläubigen gehalten. Eben dadurch bleibt er mit seinem Schicksal auch nicht allein, bzw. er kann und wird Gott in der Sorge als präsent und tröstlich erfahren. Denkt man das Ganze zudem trinitarisch, dann bleibt dieser Gottesbezug selbst dann erhalten, wenn die konkreten Sorgebemühungen und Erinnerungsleistungen unbefriedigend ausfallen: es hängt nicht nur vom jeweiligen Kollektiv ab, was von der Person ‚übrig‘ bleibt, sondern – und da greift der Gedanke aus dem ersten Ansatz – von der Erinnerung Gottes an diesen Menschen.

Freilich wird in diesem Modell der Bezug Gottes zum Menschen nach dem Modell der sozial vermittelten menschlichen Identität gedacht. Menschliche Sozialbeziehungen und personale Identität dienen als Denkmodell für den Bezug Gottes zum Menschen. Er spielt gleichsam die Rolle des ‚dritten Manns‘, wenn die Gemeinde versagt, eine Art metaphysischer Sicherungsanker für alle Fälle. Die Gegenwart Gottes im Leid der Person taucht zwar auf, die Spur fällt allerdings recht vermittelt und dünn aus. Dies führt zum dritten, christologischen Ansatz:

Dieser besagt, dass man Gott nicht ohne Jesus Christus und letztlich ohne seine Beziehung zum Menschen denken und sich vorstellen kann. Es gibt keine ‚natürliche Theologie‘ jenseits dieser Konkretion. In Christus schafft Gott in sich einen Raum, der menschlich und dem Menschen zugewandt ist. Gott wäre dann zu denken als bedingungslose Zuwendung (Dietrich Bonhoeffer: „pro me“) zu allen

menschlichen Verfassungen zu denken; und was diese Zuwendung bedeutet, lässt sich nicht ohne das Denken, was sich an Zuwendung und Beziehung innerhalb der Gemeinschaft der Gläubigen vollzieht. Zwischen beiden vollzieht sich eine interne Relation, so dass das eine nicht ohne das andere vorstellbar ist.

Wenn Gott an uns in dieser Weise partizipiert und wir demnach einen Raum in Gott haben, dann gilt dies auch für alles Leiden – besonders da, wo man nichts mehr machen kann (Kreuzessituation). Konkret hieße das, auch die Demenz aus dieser Zuwendung heraus zu denken. Der Christus am Kreuz ist dann auch der Christus mit Demenz. Kreuz und Auferstehung könnte dann heißen: ein Zugleich von Auflösung und Erlösung, von Verstörtheit und Heil, von völliger Verlorenheit und Gefunden-/Geliebtwerden. Beides gehört zusammen: das Aussichtslose und Entsetzliche der Demenz sowie das Gelingen eines Lebens mit Demenz. Es gibt nichts, was durch Liebe nicht erreichbar wäre.

Wenn man dies wie ein Bild stehen lässt und nicht wie eine Gleichung aufzulösen versucht, dann gleicht es einer dialektisch zu verstehenden Mustererzählung, in die man die eigene Geschichte hineinverweben kann. Es bleibt eine paradoxe Erzählung, die beides für möglich hält: sich völlig zu verlieren und zu vergessen und doch – irgendwie – auch gefunden zu werden, wie auch immer. Das Paradox kann nur aufgelöst werden durch eine Praxis der Zuwendung und der Erinnerung. Mit Logik ist da nicht viel zu machen.

Logisch fragt man sich eher: Was hat der leidende Mensch davon, wenn sich das menschliche Leid ins Göttliche hineinmultipliziert? Worin, bitte sehr, besteht der humane Mehrwert dieser Erzählung? Freilich sind diese Fragen Ausdruck eines Missverständnisses: der Sinn dieses Bildes liegt im Paradoxen, in der Widersprüchlichkeit. Es logisch aufzulösen (Auferstehung macht alles wieder gut) macht es unbrauchbar. Wichtig an dem Bild ist: dass es zugleich schrecklich und wunderbar sein kann und beides nahe beieinander liegt. Darin liegt ein Trost.

Von Meininger (Methodist) stammt der Begriff ‚imaginative Antizipation‘. Er meinte damit, es sei hilfreich, (leidende) Menschen

Mit Logik ist da
nicht viel zu machen.

nicht aus der Perspektive des gebrochenen, gescheiterten Menschen zu betrachten, sondern als einen von Gott vollendeten. Also die Person nicht auf die Restkompetenzen und deren Erhalt zu reduzieren, sondern als das zu sehen, was sie war, hätte sein können, als (un)vollendetes Potenzial. Aus dieser Perspektive heraus ließe sich fragen, was jetzt vielleicht noch zu entdecken und zu erfahren ist, wo sich Möglichkeiten ergeben, die man noch aufgreifen kann. Man betrachtet die Person gleichsam aus einer Ewigkeits- bzw. Vollendungsperspektive. Für die Arbeit in Pflege, Betreuung und Pastoral könnte eine solche Perspektive hilfreich sein, um sich präsent, fokussiert, verfügbar zu machen für diese Person in diesem Augenblick: da sie mehr ist als das, was sie war und noch wird sein können. Man kann das Geheimnis nennen oder den von Gott vollendeten Menschen – egal. Es kommt in der Begegnung dann nicht auf das Programm, die Maßnahme, den Plan an, sondern auf das Potenzial, also den niemals abgeschlossenen und potenziell offenen Möglichkeitsraum, der sich auch im Hier und Jetzt der Demenz zeigen könnte und ein Wagnis erfordert, um die engen Begrenzungen von Funktion und Rolle zu übersteigen. Und dass man diese Haltung aufrechterhalten kann, ohne sich vom Erfolg abhängig zu machen. Man steht vor einem Geheimnis Gottes und nicht vor zu erhaltenden Restkompetenzen.

Viele Menschen mit Demenz sind existenziell sehr allein, weil kaum einer dem inneren Elend und der oft abgründigen Verzweiflung nahe sein möchte. Dies auszuhalten und doch auch zu gestalten und nach Möglichkeit auch in der und mit der Begegnung zu füllen, dies wäre mein Konzept von Seelsorge: dass die Person spürt, sich selbst nicht alleine aushalten zu müssen. Für Personen mit Demenz könnte dies die Erfahrung mit sich bringen, dass man sich am Ende doch gut kümmert und auch dieses letzte Stück Leben bedeutsam und wichtig ist: das ‚Doch noch‘ im ‚Ich kann nicht mehr‘. Leben mit Demenz ist nicht ‚no code‘, nicht nur eine Geschichte von Verfall und Auflösung, sondern hier und da, wo Begegnung gelingt, auch voll von Potenzial.

Aber, um es zu wiederholen: das kann nur jeder für sich selber sagen, geschehen lassen, tun, herausfinden. Sinn ist immer nur kon-

kret für den Einzelnen zu finden, Demenz per se ist ein sinnloses und heilloses Geschehen.

Christian Müller-Hergl

DAS HOHELIED DER LIEBE¹

(1 KOR 13)

Wenn ich in den Sprachen der Menschen und Engel redete, hätte aber die Liebe nicht, wäre ich dröhnendes Erz oder eine lärmende Pauke.

Und wenn ich prophetisch reden könnte und alle Geheimnisse wüsste und alle Erkenntnis hätte; wenn ich alle Glaubenskraft besäße und Berge damit versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, wäre ich nichts.

Und wenn ich meine ganze Habe verschenkte und wenn ich meinen Leib opferte, um mich zu rühmen, hätte aber die Liebe nicht, nützte es mir nichts.

Die Liebe ist langmütig, die Liebe ist gütig. Sie ereifert sich nicht, sie prahlt nicht, sie bläht sich nicht auf.

Sie handelt nicht ungehörig, sucht nicht ihren Vorteil, lässt sich nicht zum Zorn reizen, trägt das Böse nicht nach.

Sie freut sich nicht über das Unrecht, sondern freut sich an der Wahrheit.

Sie erträgt alles, glaubt alles, hofft alles, hält allem stand. Die Liebe hört niemals auf.

Prophetisches Reden hat ein Ende, Zungenrede verstummt, Erkenntnis vergeht.

Denn Stückwerk ist unser Erkennen, Stückwerk unser prophetisches Reden; wenn aber das Vollendete kommt, vergeht alles Stückwerk.

Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, dachte wie ein Kind und urteilte wie ein Kind. Als ich ein Mann wurde, legte ich ab, was Kind an mir war.

Jetzt schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhafte Umrisse, dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht. Jetzt ist mein Erkennen Stückwerk, dann aber werde ich durch und durch erkennen, so wie ich auch durch und durch erkannt worden bin.

Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; doch am größten unter ihnen ist die Liebe.



*Nachricht auf einer Assoziationstafel
der Wanderausstellung Mensch.Demenz.Kirche.*

Dialog Zwei ~~~~~

HEILENDE SPIRITUALITÄT, WIE GEHT DAS?

EINE WEITERE SPUR:

Das Aufnehmen des Ereignisses in Exodus 33 erscheint mir an dieser Stelle besonders hilfreich und hinführend.

Begegnung im Nichthaben; Gespräch ohne Besitz – und die Ahnung, dass, wo Gott diskret-stark vergegenwärtigt wird, dieses im freierenden MIT spürbar wird, dass DA ein PLATZ ist, unverlierbar ohne Besitz im Vorübergang der Begegnung, wo Gott erahnbar wird als Vorübergehender im Anschauen seines Rückens (denn letzte Vollendung von Angesicht zu Angesicht steht, weiß Gott, noch aus): Hierfür hat das Hebräische das kostbare Wort MAKOM („Platz, Raum geben“ – es besagt auch, dass Gott den Platz je gibt, da, wo Gott ihn je gibt, unpräventiös – wie Fels oder gespaltenes Meer oder brennender Dornbusch – und nicht gebunden an die Orte, die Menschen Gott geben, wie Tempel oder Kirche). Zu Mose, der die Gefangenen und Gebundenen, die Unfreien aus der Knechtschaft führen soll (vgl. Ex 3) heißt es da: „Siehe, bei mir ist ein Platz, da magst du dich auf den Felsen stellen.“ (Ex 33,21) Buber/Rosenzweig übertragen es so: „Hier ist Raum bei mir, du stellst dich auf den Fels.“

Und der so, in allem, mitgehende Gott, den NICHTS aus-sondern und weg-grenzen kann, dieser Gott begegnet zuvor im Offenbarungszelt, das leer ist (vgl. Ex 33,7-11). Während das aaronitische Priesterzelt den gesamten Vorrat von Kultgegenständen und Gerät enthält, ist das Offenbarungszelt (das Mosezelt) LEER, leer wie das atmende ZWISCHEN im Gespräch zwischen Seelsorgendem und nach Heilung oder Linderung Suchendem. Und da, wenn Mose außerhalb des Lagers zum Offenbarungszelt geht (so, wie Jesus außerhalb der Stadt sterben und auferweckt werden wird; vgl. Hebr 13,12f.) und sich die Wolkensäule zum Eingang des Zeltes senkt, dieses präsent HEILIGE NICHTS (greif in eine Wolke – nichts hast Du in Händen), dann heißt es weiter: „Jahwe JHWH (der Unermessliche) aber redete mit Mose

... greif in eine  Wolke - 
nichts hast Du in Händen ...

von Angesicht zu Angesicht, wie jemand mit seinem Freunde spricht.“
(Ex 33,11)

IM NICHTS VON ANGESICHT ZU ANGESICHT BEFREUNDET.

Jesus wird es aufgreifen in Johannes 15,15, diesen Abbau jeglicher Hierarchie im Gottesverhalten, in der Gottesbeziehung: „Ich nenne euch nicht länger Sklaven, denn ein Sklave weiß nicht, was sein Herr tut; sondern ich habe euch Freunde genannt, weil ich euch alles, was ich von meinem Vater gehört habe, kundgetan habe.“

Das erscheint mir die doppelte Bewegung zu sein, die im Anschauen, im Begegnen aus Nichthaben und Nichtwissen und Nichtwollen möglich ist: auf Augenhöhe zu leben, MIT dem Leidenden, in dem, was je JETZT möglich wird/ist. Es kann geteiltes Schweigen, Lachen, Weinen, Klagen, Erwägen sein; die Geschichte von Weh und Ach, Versagen und Erleiden kann zum zügsten Male vernommen und angenommen werden; oder die gemeinsame Suche nach der kleinstmöglichen nächsten (echten) Veränderung zu je mehr gefülltem Leben. Es kann der geduldige Verzicht sein, überhaupt etwas an Biografie oder Lebensgeschichte im Gespräch einzufordern, vermeintlich öffnen zu müssen, vielmehr nur das zu bejahen, was der Andere mitteilen oder verschweigen will: Kein Zwang zur Enthüllung! Es kann – es muss nichts. Auch das Scheitern des Gesprächs, der Begegnung ist immer MIT DRIN – und auch dies arglos und ohne innere und äußere überfordernde Optimierungsfalle wahrhaben, ernst nehmen, annehmen.

Mit dem Anderen geschieht oder geschieht nicht das Lösende in der Begegnung. Beides ist wie die gespannte Realität von seelsorglichem MIT.

Jesus verkörpert und hält uns solches zur Nachfolge hin, was in Mt 7,1 ausgeführt ist und sich an Jes 42,3 zurückbindet – *und Jesus lebt das, was er sagt (und Seelsorge könnte aufatmen, statt überfordert zu sein, wenn sie solches verinnerlichte und äußerte in Herz und Mund und Tat und Leben):*

Andachten mit Demenz-Patienten!

MIT statt FÜR :)

„Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.“ (Mt 7,1) – „Ein geknicktes Rohr zerbricht er nicht, und einen glimmenden Docht löscht er nicht aus.“ (Jes 42,2)

Es ist eben nicht die totale Überforderung, vielmehr im Ausgang das Augenmaß und die Barmherzigkeit mit sich selbst, die das Selbst und den Nächsten leben lässt.

Erst mit den Ansprüchen zu wissen, was für den Anderen gut und richtig ist, was sie/ihn vermeintlich aufrichtet, rettet, heilt oder integriert, beginnt oft die Gewalt (im Zwang gegen mich selbst zum Anderen hin).

Julien Green hat, ein Jahr vor seinem Tod 1998, als hochbetagter Mann im Alter von 97 Jahren am 1. März 1997 prägnant in sein Tagebuch etwas über den Zwang zur Integration geschrieben, das ich auch in manch problematische Zusammenhänge der „Gesundheitsindustrie“ hinein halten will:

„Die Integration ist eine Art von Rassismus. Der einzelne muss sich in eine Form zwingen lassen, die nicht seine ist. In eine Uniform schlüpfen, kurz gesagt. Es gibt nichts Schrecklicheres, wo auch immer. Die Erde gehört allen, die Grenzen werden nichts daran ändern, die große Schönheit des Christentums ist eben diese Gleichheit der Seelen.“¹

Davon zu lassen, das Normieren, das Bewerten von Krankheit, Sucht, Verstrickung, Nichtfunktion, das Urteilen und Verurteilen mehr und mehr zu lassen – im beziehungsreichen MIT, das scheint mir der Kern des Suchens nach diskreter Heilung zu sein – und der Anfang des Heilsamen, des auch Friedenstiftenden, in mir, im Nächstbesten.

Die Wüstenväter, deren Sprüche niedergeschrieben und gesammelt sind in den „Apophtegmata Patrum“ (den „Aussprüchen der heiligen Väter“) haben dieses „NICHT URTEILEN!“ früh als spirituelle Quelle zu sich selbst, zum je Anderen entdeckt (aus den oben angeführten Passagen der Heiligen Schrift gewonnen): „Wenn Abbas Agathon etwas sah und sein Herz über die Sache urteilen wollte, sprach er zu sich: ‚Agathon, tu das nicht!‘ Und so kam sein Denken zur Ruhe.“

Und an anderer Stelle: „Ein Altvater wurde einmal von einem Bruder gefragt: ‚Warum urteile ich eigentlich so häufig über meine Brüder?‘ Und er antwortete ihm: ‚Weil du dich selbst nicht kennst. Denn wer sich selbst kennt, der sieht die Fehler der Brüder nicht.“²

Markus Roentgen

1. Julien Green, Tagebücher 1996/98. München 2000, S. 147.
2. Lebenshilfe aus der Wüste. Die alten Mönchsväter als Therapeuten: Texte zum Nachdenken; ausgewählt und eingeleitet von Gertrude und Thomas Sartory. Freiburg i. Br., 1985, S. 42. Und: Michael Cornelius, Die Weisheit der Wüstenmönche. Von der Kunst, das Leben zu meistern. München 2005, S. 42.

וַיְבָרֶכֶת יְהוָה וַיִּשְׁמְרֶךָ׃²⁴
 וַיִּהְיֶה פָנָיו אֵלֶיךָ וַיִּהְיֶה פָנָיו׃²⁵
 וַיִּשָּׂא יְהוָה וַיִּהְיֶה פָנָיו אֵלֶיךָ וַיִּשְׁלַח לְךָ שְׁלוֹם׃²⁶

Der HERR segne dich und behüte dich.

Der HERR lasse sein Angesicht leuchten über dir
und sei dir gnädig.

Der HERR hebe sein Angesicht über dich
und gebe dir Frieden.

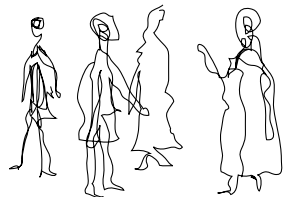
KUNST IST SEELSORGE – DAS ANDERE WAHRNEHMEN

Kunst ist Seelsorge! Diese Aussage findet sich auf einem rostigen Metallschild, angebracht an einer Baracke der Museumsinsel Hombroich¹. Besucherinnen und Besucher können sie bei ihren Erkundungen dort entdecken. Inspiriert durch diese Behauptung hat die Erwachsenen-seelsorge in Kooperation mit dem Kunstmuseum KOLUMBA im Erzbistum Köln das Format „Kunst ist Seelsorge“² initiiert. Es lädt dazu ein, sich von ausgesuchten Kunstwerken zu einem bestimmten Thema von Seelsorge im Austausch miteinander berühren zu lassen. Dieser Dreiklang von Kunst, Seelsorge und Mensch sensibilisiert die Anwesenden, innere Resonanzen wahrzunehmen und auf die tiefere Wirklichkeit der sie umgebenden Dinge und Menschen zu schauen.

Kunst ist Seelsorge, Seelsorge ist Kunst! Die uneingeschränkte Gleichsetzung beider Themen mag hierbei zunächst irritieren. Bei genauerer Betrachtung eröffnet sich jedoch in der Auseinandersetzung mit dieser Irritation eine ungeahnte Weite, die für die Erschließung der vielfachen und tieferliegenden Wirklichkeiten von Kunst und Seelsorge hilfreich ist. Denn: „die Kunst“ und „die Seelsorge“ an sich gibt es nicht! Beides sind Zeichen und Ausdruck der vielfältigen menschlichen Beziehung, zu(m) Anderen, zu sich selbst, und zu Gott. Der geschützte Kunstraum von KOLUMBA ermöglicht eine seelsorgliche „Begegnung im Augenblick“, in der Beziehung zwischen Mensch, Kunst, Seelsorge und dem unaussprechlich Göttlichen. In diesem offenen und gleichsam doch geschützten Raum des Augenblicks bietet sich die Möglichkeit, gerade auch den angst- und sorgenbelasteten Themen der Welt sowie der menschlichen Seele Ausdruck und Wort zu verleihen. In demselben Maße wird ein Gefühl dafür geweckt, dass es Dinge und Wirklichkeiten geben kann, die schlichtweg unerklärlich bleiben und es bleiben dürfen. Dem Anderen urteilsfrei nachspüren, dem, was sich dem Betrachtenden nicht sofort und gänzlich erschließt, sei es in der Begegnung mit Kunst, Menschen, Themen, Gott – das ist das Anliegen von „Kunst ist Seelsorge“.

»Und auf dem Markt sprach Paulus
täglich mit denen, die er gerade antraf.«

(Apg 17,17b)



Das Projektteam von Mensch.Demenz.Kirche. hat die Gelegenheit wahrgenommen und im Jahr 2018 zwei Resonanzräume zur Jahresausstellung „Pas de deux“ in KOLUMBA veranstaltet. Ausgesuchte Werke und dazu von der Gruppe verfasste Impulstexte ermöglichten es, das Thema Demenz in einen offenen, seelsorglichen, kreativen Bezug und Dialog zu bringen. Darüber hinaus konnten die Projektbeteiligten ihre eigene Perspektive in der vorbereitenden Auseinandersetzung mit dem Kunstraum und den Kunstwerken sowie im sich anschließenden Dialog mit den anwesenden Besucherinnen und Besuchern einbringen, vertiefen und erweitern. Beide Veranstaltungen zeigten, dass Kunsträume eine hilfreiche Brücke bilden können, schwierige gesellschaftliche Themen und sich daraus ergebende abstrakte Projektziele, wie beispielsweise „das Ermöglichen von spirituellen Zugangsweisen zur Demenz“, ins Wort und in den Dialog zu bringen.

Das situative Element des jeweiligen Augenblicks ist dabei im seelsorglichen Diskurs ein entscheidender Aspekt. Die anwesenden und beteiligten Menschen waren für die sich entwickelnde tiefere Wirklichkeit in beiden Werkstattgesprächen maßgeblich, die sich demnach immer auch anders entwickelten. Diese sich ereignende „Seelsorge im Augenblick“ lebt von den unterschiedlichen Wirkungen, die in den einzelnen Menschen und die durch die gemeinsam interagierende Menschengruppe entstehen, im miteinander Teilen der Eindrücke und Wahrnehmungen.

In der Apostelgeschichte 17,17b liest man, dass Paulus diese „Seelsorge im Augenblick“ bereits täglich wahrgenommen zu haben scheint und in seine Tagesroutine einbaute: „Und auf dem Markt sprach Paulus täglich mit denen, die er gerade antraf.“ Vielleicht bietet gerade in der heutigen Zeit die Kunst eine geeignete Möglichkeit, situativ und intuitiv auf Menschen zuzugehen und zu lernen, das Andere wert- und angstfrei wahrzunehmen und daran zu wachsen ... und zu verstehen, dass sich die christliche Botschaft im Anderen wiederfindet.

Die dargelegte Erfahrung möchte Mut machen und dazu anregen, mit ähnlichen Formaten, Themen, Fragestellungen und in anderen Kunsträumen zu experimentieren.³

Ute Aldenhoff

1. www.inselhombroich.de
2. Annelie Bracke, Diözesanbeauftragte der Telefonseelsorge im Erzbistum Köln, ist die Ideengeberin für dieses Format. Sie hat es für die Erwachseneelsorge entwickelt.
3. Gerne vermitteln wir Ihnen dazu eine individuelle Beratung.

*In der Kunst kommt das zur Sprache, was im Menschen ist.
Kunst ist Ausdruck, Existenzvollzug.*

*Indem ich wahrnehme und mich ausdrücke,
kommen die Sinne ins Spiel,*

*so, wie es gerade da und möglich ist,
für jeden Menschen in jeder Lebenslage,
so für Menschen mit und ohne Demenz.*

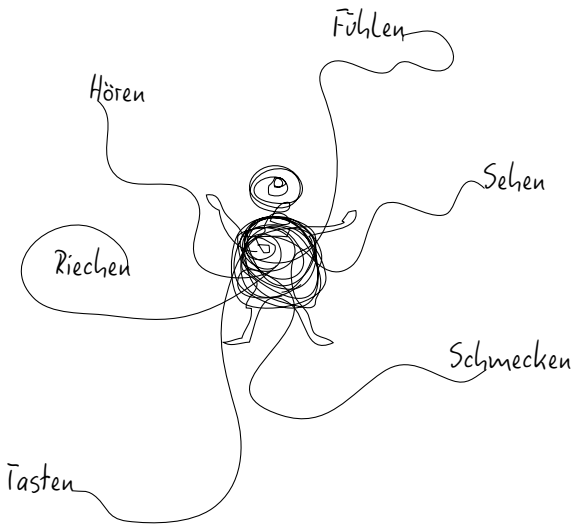
*Die Anwendung der Sinne – Hören, Sehen, Fühlen, Riechen,
Schmecken, Tasten – alles, was sich regt, regt den Kern an.*

*Der Kern in uns Menschen, wie er auch immer gerade ist,
kann Seele genannt werden.*

*Dem Kern Raum geben, ihm Ausdruck ermöglichen,
ist Seelsorge.*

Für Menschen mit und ohne Demenz ist Kunst Seelsorge.

Markus Roentgen



»DENN IHR ALLE SEID EINER IN CHRISTUS JESUS.«

(GAL 3,28B)

Jedes menschliche Leben ist ausnahmslos und auf seine je individuelle Art göttliches Leben. Als solches erfahren und entfaltet, geachtet und gewürdigt zu werden, ist Kern eines christlichen Anspruchs und Zuspruchs – unabhängig von Lebensalter, Gesundheitsstand, Geschlecht, Herkunft oder geistiger Leistung. Jeden Menschen als gewolltes und bejahtes Geschöpf Gottes zu verstehen, gilt auch unabhängig davon, ob der einzelne Mensch dies subjektiv lebt und glaubt.

Das Bekenntnis, vom unerforschlichen Schöpferwillen gewollt zu sein, basiert auf der Erkenntnis des sichtbaren, dem Menschen zugewandten Wesen Gottes in Jesus Christus. Die Kennzeichen des in Jesus Christus sichtbaren, offenbaren Gottes sind nicht Allmacht, Herrlichkeit, Stärke, Reichtum, sondern Ohnmacht („Kind“), Hilfsbedürftigkeit („Windeln“), Armut („Krippe“), Angst („Gethsemani“), Leiden und Tod („Kreuz“).¹ Dies heißt: Gott selbst sind Erfahrungen existentieller Angst, des Kontrollverlustes, der Scham bis hin zu körperlichen und geistigen Leiden, wie Menschen mit Demenz sie erfahren, nicht fremd. Schon in Jesus Christus zeigt sich, dass Schwachheit, Hilflosigkeit und Grenzerfahrungen konstitutiv zum menschlichen Leben dazugehören und es kein lebensunwertes Leben, allenfalls lebensunwerte Verhältnisse und Beziehungen gibt. In Christus hat Gott bewusst erwählt und damit Partei ergriffen, für „das, was töricht ist vor der Welt“, „das, was schwach ist vor der Welt“, „das Geringste vor der Welt und das Verachtete“, „das, was nichts ist“ (vgl. 1 Kor 1,27f.).²

Hier wird unmissverständlich klar, dass jeder an Demenz erkrankte Mensch – mag er auch viele kognitive Fähigkeiten verlieren – nie seine Würde, seine Identität und sein Menschsein vor Gott einbüßt. Ihm kommt Menschsein im vollen Sinne zu – vor aller Leistung und trotz aller Einschränkungen. Wenn Gottes Kraft dabei in den Schwachen mächtig ist (2 Kor 12,7), hilft Christus nicht vor allem kraft

Jedes menschliche Leben ist ausnahmslos und auf seine je individuelle Art göttliches Leben. kein an Demenz erkrankter Mensch büßt seine Würde, seine Identität und sein Menschsein vor Gott ein.

Welche Konsequenzen hat das für mein Handeln?

seiner Allmacht und Stärke, sondern kraft seiner Schwachheit, seines Leidens, seiner Fragen, seiner Verletzlichkeit. Dies stellt nicht nur unmenschliche Gesundheitsideale, Werte und Normen einer Gesellschaft der Tüchtigen in Frage, die den Lebenssinn und -wert von Menschen zunehmend mit ihrer Produktivität verknüpft. Es rückt gerade die Menschen in den Mittelpunkt der christlichen Gemeinschaft, die aus der selbstverständlichen Mitte der Gemeinschaft und Gemeinde noch zu häufig herauszufallen drohen.³

Nach Dietrich Bonhoeffer ist Kirche nur dann Kirche, wenn sie für andere da ist. Als solche kann eine Kirche nur dann Pionierin einer menschenfreundlichen und zugleich zukunftsfähigen Gesellschaft sein, wenn sie zuerst und zugleich in sich selbst und für sich selbst Hilfe und Dienst ermöglicht. Dies kann sich in lebendigen Orten für Menschen mit und ohne Demenz ausdrücken, an denen eine zugewandte, mit-teilende und sym-pathische Fürsorge und Teilhabe spürbar wird. Sodass Gottes Kirche sich als solidarische Gemeinschaft zeigt, in der es normal ist, verschieden zu sein. Und wir endlich damit aufhören, Menschen in Helfer und Hilflöse, Starke und Schwache, Kranke und Gesunde, Begabte und Begrenzte einzuteilen. Kirche also, die es nötig braucht, dass wir uns gegenseitig wahrnehmen, wertschätzen und einander dienen, jeder (!) „mit der Gabe, die er empfangen hat“ (1 Petr 4,10). In diesem geistlichen „Patientenkollektiv Kirche“ ist jeder auf Hilfe angewiesen und kann jeder mittun.⁴ Dies kann Kirchengemeinden heilsam irritieren und verunsichern – und sie gleichzeitig reicher machen. Zum Beispiel, indem auch der schwächste Mensch mit Demenz einen Missions- und Diakonieauftrag allen anderen gegenüber hat.⁵ Denn „Menschen mit Demenz helfen, Mensch-Sein in seiner fundamentalen Zerbrechlichkeit zu verstehen und auch den Gott, der sich zerbrechen lässt am Kreuz und im gebrochenen Brot zerbrechliche Gegenwart wird“.⁶

In diesem Verständnis ist eine Kirche ohne Menschen mit Demenz eine gefährdete Kirche. Weil wir als Leib mit vielen Gliedern nicht nur in aller Unterschiedlichkeit zusammengehören, sondern existentiell aufeinander angewiesen sind (vgl. 1 Kor 12). An diesem Leib bleiben die Unterschiede der verschiedenen Glieder bestehen – und

sind weder weg- noch schönzureden. Doch sie verlieren ihre stigmatisierende, ausschließende Kraft. Weil die Unterschiede, die daraus entstehen, dass „jeder Jeck eben anders ist“, dann erst einmal nur Unterschiede sind und – in Christus – keine Begrenzung darstellen müssen (vgl. Gal 3,28). Denn Menschen haben eine Krankheit, aber sie sind nicht ihre Krankheit. Sondern sie sind mehr! Sie sind Gottes Geschöpfe. Begabte und begrenzte Gemeindeglieder, nicht wegen, nicht trotz, sondern mit ihren Unterschieden und Einschränkungen.

Da, wo aus der Verschiedenartigkeit des Menschen in unserer Leistungsgesellschaft häufig seine Verschiedenwertigkeit abgeleitet wird, weist uns die Bibel somit auf ein anderes Fundament. Denn auf dem Standpunkt der biblischen Schöpfungserfahrung kann eine vermeintliche Behinderung vielleicht sogar zu einer Begabung für viele werden. Zum Beispiel da, wo in demenzsensiblen Kirchengemeinden alle davon profitieren, dass in kirchlichen Veranstaltungen der kognitive Fokus bewusst zugunsten sinnlicher Erfahrungen und einer mehr körperbezogenen Spiritualität erweitert wird. Dass alle davon profitieren, wenn Ansprachen in verständlicher Lautstärke, einem klaren Fokus und einer Dialogbereitschaft mit der Gemeinde gestaltet werden. Dass alle davon profitieren, sich bewusst auf eine Handlung und den jetzigen Augenblick zu begrenzen. Dass alle davon profitieren, wenn Gemeindeangebote nicht nur von einer kleinen Gruppe Ehren- und Hauptamtlicher gestemmt werden, sondern unterschiedlichste Strukturen und Personen in aller Vielfalt wirksam werden können. Dass alle davon profitieren, wenn ...

Es lohnt sich, auf den Reichtum an Bedürfnissen und Begabungen unterschiedlichster Menschen in der Kirche – mit und ohne Demenz – nicht länger zu verzichten. Weil dieser Weg nicht nur Aufgaben, sondern Gaben für alle bereithält.

1. Vgl. Ulrich Bach, *Dem Traum entsagen, mehr als ein Mensch zu sein*. Neukirchen-Vllyn 1986, S. 25.
2. Vgl. dazu auch H.-Hermann Brandhorst, *Kleine Dogmatik der Diakonie*, in: Volker Herrmann/Martin Horstmann (Hg.), *Studienbuch Diakonie*, Band 2, Neukirchen-Vllyn 2006, S. 68-77.
3. Für diese Menschen gilt evangeliumsgemäß: „Handle in deinem Verantwortungsbereich so, dass Du mit dem Einsatz all deiner Ressourcen (Empfänglichkeit, Zeit, Kraft, Manpower, Liebe, Aufmerksamkeit) immer beim jeweils Letzten beginnst, wo es sich am wenigsten lohnt.“ Vgl. Klaus Dörner, *Die Gesundheitsfalle. Woran unsere Medizin krankt*. München 2003, S. 52.
4. Vgl. Ulrich Bach, S. 171.
5. Vgl. ebd., S. 127.
6. *Kategoriale Seelsorge der Erzdiözese Wien*, Arbeitsheft „Ja, ich will euch tragen bis zum Alter hin“. Wien. (o.J.), S. 2.

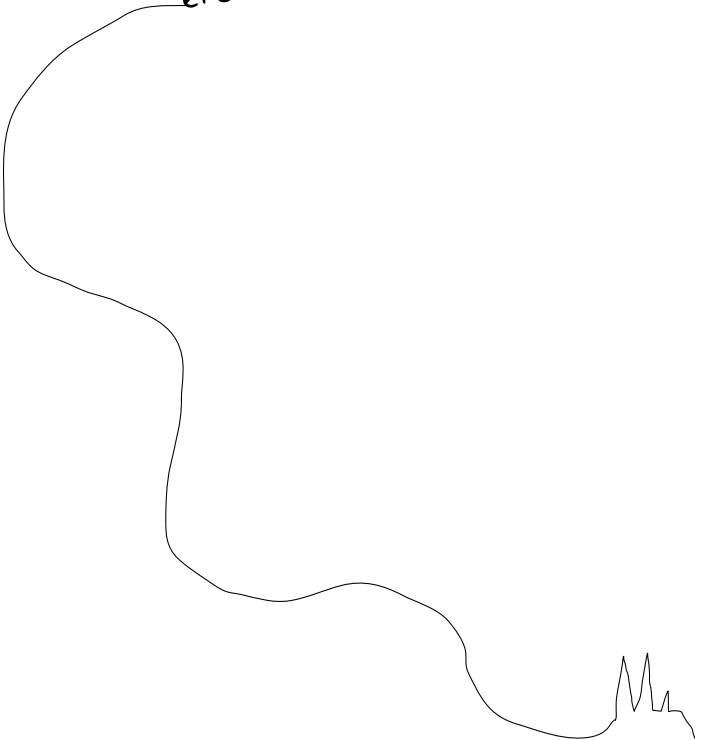
KÖLNER PILGERWEG IM RAHMEN DER DREIKÖNIGSWALLFAHRT

„Für die Menschen in ihrer Krankheit, in ihrer Demenz, ist es eine besondere Unterbrechung ihres Alltages. Sie verlassen ihre gewohnte und vertrauensvolle Umgebung, die ihnen in ihrer Krankheit sehr wichtig ist. Wenn wir die Einladung zur Dreikönigswallfahrt aussprechen, dann wird sie mit Freude angenommen und es kommt die Frage, wann geht es los. Sich auf den Weg machen, den Dom sehen und erleben, das ist für die Menschen, die wir bei der Domwallfahrt begleiten, das „Größte“. Dass ich das noch einmal erleben darf! Dazu zu gehören, dabei sein, Gemeinschaft erleben, lebendige Kirche erfahren, im Gebet und in den Liedern, das ist schön. Zu Hause angekommen: Und im nächsten Jahr bin ich wieder dabei! Bestimmt!“ *Rolf Dittrich, Seelsorger und Mitorganisator.*

Immer mehr Kirchengemeinden haben den Wunsch, Menschen mit Demenz nicht aus dem kirchlichen Leben auszugrenzen, sondern ihnen weiterhin eine Teilhabe zu ermöglichen. Doch oft scheitert der gute Wille an Verunsicherungen und Fragen im Umgang mit ihnen. Manchmal sind auch die gewählten Rahmenbedingungen bei näherer Betrachtung eher ausschließend als verbindend.

Gelegentlich ist es möglich, mit kleinen Veränderungen das Dazugehören zu sichern: die gemeinsame Fahrt zum Gottesdienst, das Begrüßen und Begleiten an den gewohnten Platz beim Seniorentreff und anderes mehr. Sucht man das Gemeinsame und Verbindende für ein Miteinander, so lassen sich weitere Angebote gestalten. Diese kommen oft auch Menschen mit anderen Einschränkungen zugute, wie z. B. denen mit einer beschränkten Mobilität. Ein solches Beispiel zeigt der Pilgerweg für Menschen mit und ohne Demenz im Kontext der Dreikönigswallfahrt auf. Im Rahmen des Projektes Mensch. Demenz.Kirche. wurde die Idee in 2017 entwickelt und auch erstmalig umgesetzt, den Erkrankten eine Teilhabe zu ermöglichen. Gerade die ältere Generation weiß, dass Köln zu einem der bedeutendsten Wallfahrtsorte der Christenheit gehört. Nach der Ankunft der Dreikö-

Dass ich das
noch einmal
erleben darf!




nigsreliquien im Jahr 1164 wuchsen nicht nur Ansehen und Ruhm der Stadt Köln, es kamen auch Wallfahrer aus allen Himmelsrichtungen.

Es wird weitergehen, denn die Resonanz auf allen Ebenen war durchweg positiv.

Tipp: Pilgerwege lassen sich auch im Kleinen initiieren und gestalten, sei es im Pflegeheim, zu bestimmten Jahres- und Heiligenfesten oder von Gemeinde zu Gemeinde.

„(...) Singend und betend bewegen sie sich mit ihren Rollstühlen, Rollatoren und persönlichen Begleitern und Begleiterinnen zum Dom und erregen dabei die volle Aufmerksamkeit vieler Passanten. Sie sind ein lebendiges Zeugnis ihres Glaubens; und das jetzt in einer Zeit, wo Glauben und Kirche eine schwere Krise erleben.“ *Beatrice Döhner, gerontopsychiatrische Fachkraft und Gestalttherapeutin.*

Brigitte Döpper und Elmar Trapp

Sehr geehrter Herr Dietrich,
 das Dabei-Kin und Krüppern
 bei der DOM Vallfahrt hat
 mich zutiefst bewegt und
 erfreut. Ich danke  dich sowie
 und allen Helfern für Ihre
 Arbeit und die tolle großartige
 Organisation

Ineslote Nolden
 804

27. Sept 2018

»DU LIEBST ALLES, WAS IST, UND VERABSCHAUST NICHTS VON ALLEM, WAS DU GEMACHT HAST.«

(WEISH 11,24)

Durch Erfahrung, Bedenken, Besinnen und Durchfühlen bin ich dazu gekommen, an EINE Wirklichkeit zu glauben, ja, dass es nur e i n e Wirklichkeit gibt. In dieser Wirklichkeit ist alles enthalten. Aus dieser Wirklichkeit kann nichts herausfallen, nichts und niemand – und so auch ich nicht. Ein Wort für diese Wirklichkeit im Ganzen ist für mich das Wort und der Name G o t t.

Diese Wirklichkeit im Ganzen, die ich Gott nenne, ist im Kern ohne Anfang und ohne Ende. Ein altes Wort dafür ist das Wort: EWIG. In diesem EWIG ist Zeit enthalten, Zeit heißt Vielheit, Entwicklung, Freiheit, Entfaltung, Gelingen u n d Einschränkung, Minderung, Sterben und Tod – alle Erfahrungen des Lebens, alle Freuden, alle Leiden ganz.


Davon erzählt Kohelet 3,1-11, mit dem Schluss: „Gott hat in alles Ewigkeit hineingelegt.“ (Vers 11)

Jesus Sirach 43,27 geht ganz weit: „Gott i s t alles!“ Von daher ist alles, was ist, im Kern gottbezogen und von daher im Kern göttlich-gut, denn Gott schafft nichts, was widergöttlich wäre. „Du liebst alles, was ist, und verabscheust nichts von allem, was du gemacht hast; denn hättest du etwas gehasst, so hättest du es nicht geschaffen.“ (Weish 11,24)

Alles spricht, alles atmet, jeder Pulsschlag ist im innersten Kern heilig (so Friedrich von Spee SJ), göttlich: „Alles Atmen ist Loben, oh DU!“ (Ps 150,6)

So kann alles sprechen und verweisen auf diesen unverlierbaren Ursprung und dieses unzerstörbare Ziel von allem, was ist – in tieferer Ebenbildlichkeit in und mit Gott. (vgl. Gen 1,26f.)

So wir Unterschiede wahrnehmen, hier mehr Gesundheit, dort mehr Krankheit, hier mehr Entstehen, dort mehr Vergehen, hier mehr Geistesfülle, dort mehr Geistverlust, hier mehr Leben, dort mehr



ALLE SIND DABEI
NIEMAND
GEHT VERLOREN

Sterben und Tod – so ist die größere Hoffnung, dass alles in und mit Gott getragen und verwandelt wird in eine kosmische Liebessymphonie. Dazu gibt das Leben Jesu Anlass, dem größeren Lieben zu trauen – gerade weil darin auch „unsere Krankheit getragen und unsere Schmerzen genommen“ sind (Jes 53,4); dass wir in allen Wunden auch der Wunde Gottes in Jesus sehr konkret begegnen, Gott Leiden und Sterben und Tod nicht in sich ausgespart hat – dies aber nicht sinnlos ist, viel mehr im tastenden Ahnen, „durch seine Wunden sind wir geheilt“ erahnt werden kann. Dieses Heilende ist MEHR als das Scheiternde. Alles Mindern und Weniger-werden im Leben kann, wenn wir aufmerksam sind, uns auf diese Zusammenhänge leise oder auch markant, freudig oder im Wahrnehmen von Ohnmacht zeichenhaft hinweisen.

Wir brauchen uns nicht selbst zu erlösen.

Es ist eine größere Einheit aller als ein Auseinanderfallen in beziehungslose Wirklichkeiten. „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr seid ‚einer‘ in Christus Jesus.“ (Gal 6,4)

Darin ist jeder und jedem ein Namensmal gegeben „für Weltzeit, das nie ausgerodet wird“. (Jes 56,5)

Dies alles ist immer geschrieben aus einer Haltung des Vielleicht! Es ist ein zartes Hoffen: Hoffentlich ist es so! Ich wünsche, dass es so ist! Gerade im Blick auf das Schwere im Leben, das unbedingt ernst zu nehmen ist, das Mindern und Weniger, ebenso wie das Glücken, die zärtliche Liebe, Freude, Trauer, Klage, Musik, Sprache, Schweigen, Hadern, Bild und Leere, Weinen und Tanz – ist das zuvor Zusammengetragene eine Weise des geläuterten Wünschens.

Ich kann nie sagen: Es ist so!

Theologisch gründet dies darin, dass, etwa nach dem heiligen Thomas von Aquino, die höchste Stufe der Erkenntnis ist, Gott als den Unbekannten zu erkennen (deum tamquam ignotum), dass wir nicht

wissen, was Gott ist, sondern allein, was er nicht ist. G O T T – wie ein weit offener Winkel!

Darin aber kann das DU G o t t, OH DU, dieses geheimnisvoll bergende und eröffnende D U geahnt werden, in allen Formen von offener und wirklicher Beziehung.

Als ich fünf Jahre alt war, da nahm mein Vater mich im Sommer in der ersten Frühe mit aufs Feld zum Mähen mit der Sense. Ich hatte eine kleine Gabel zum Spreiten. Es gab Brause, für meinen Vater ein kleines Glas Rotwein, es gab Apfel, Brot und Ei. Ich lief mit nackten Füßen durchs Gras. Die Glocke der Kirche schlug alle halbe Stunde. Mein Vater sagte meist gar nichts. Er senste, ich spreitete etwas Gras wie im Spiel, in der Pause aßen und tranken wir. Da habe ich zum ersten Mal geahnt: „Da ist noch was ... da ist noch was MIT DRIN – D A ...“

Als mein Vater an Krebs starb, im Hospiz des Aachener Klinikums, und ich ihm, nach fünf Tagen Ringen und Kämpfen, einen Kuss auf die Stirn gab und ihm sagte: „Der Frieden sei mit Dir!“ – und er für einen Moment lächelte, bevor er dann ausatmete, da habe ich auch gespürt: „Da ist noch was ... da ist noch was MIT DRIN – D A ...“

Als meine Tante Susanna, im vorletzten Stadium ihrer Altersdemenz, wo sie keinen von uns mehr erkannte, plötzlich, als ihr alte Volks- und Kirchenlieder vorgespielt wurden, ein Lied mit 5 Strophen ganz mitsingen konnte, da habe ich auch gespürt: „Da ist noch was ... da ist noch was MIT DRIN – D A ...“

So wünsche ich mir für unser Zusammenleben: Orte, Gemeinschaften und Gemeinden, die über ihr Portal schreiben:

„Bei uns ist jede und jeder willkommen,
vor aller Leistung und trotz aller Einschränkung!“

Dies aus der weitesten, der österlichen Perspektive:
Alle sind dabei,
niemand geht verloren.

Bei uns ist jede und jeder willkommen,
vor aller Leistung und trotz aller Einschränkung!
Mit und ohne Demenz.

Vneingeschränkt willkommen -
wie sieht das in der Praxis aus?

OFFEN BLEIBEN FÜR DIE WIRKLICHKEIT

DAS THEMA DEMENZ IN DER ÖFFENTLICHKEIT

Wort, Symbol, Schrift, der Ausdruck in der freien Kunst: Medien übertragen audiovisuell, digital oder analog die Kommunikation der Menschen. Sie sind Zeichen ihrer Kultur und Ausdruck des zeitlichen Wirkens einer jeweiligen Epoche. Betrachtet man Letzteres, so kann man eine alternierende Entwicklungslinie zeichnen, die sich von Sprache, Symbolik und Schrift – hinbewegt zu Schrift zu Sprache zu Symbolik. Die Reichweite der digitalen Kommunikation wächst gleichsam mit dem wachsenden Verständnis eines sich entwickelnden kollektiven Bewusstseins.

In den letzten beiden Jahrzehnten hat eine rasante Entwicklung in dem Bereich der digitalen Technik und deren Nutzung stattgefunden, die sich auf alle Arbeits- und Lebensbereiche erstreckt. Das Internet spielt hierbei eine besondere Rolle, denn es ist das zentrale und weltweite Kommunikationsmedium: Informationssuche, Wissensvermittlung, Unterhaltungsangebote, interpersonale Vernetzung im Chat – vieles ist gleichzeitig und multimedial verfügbar. Soziale Plattformen und Unterhaltungskanäle wie Instagram, YouTube, Facebook, Snap Chat und viele mehr sind zu wichtigen Meinungsplattformen herangewachsen. Diese Entwicklung geht kontinuierlich weiter.

Es stellt sich also die berechnete Frage, ob und wie Seelsorge und Pastoral qualifiziert-mitprägende Partner dieser medialen Gemeinschaft werden können.

Das Projekt Mensch.Demenz.Kirche. hat von Beginn an eine mediale Position und Haltung bezogen und seine jeweiligen Entwicklungen (soweit die Ressourcen es zuließen) in den öffentlichen Dialog gebracht. Auf einer Internet- und Facebookseite zum Projekt erfolgte eine institutionelle sowie persönliche Vernetzung mit engagierten und betroffenen Menschen. Einzelne inhaltliche Entwicklungen wurden zeitnah und zielgerichtet in den unterschiedlichen Medienkanälen veröffentlicht. Dabei wurde ein umfangreiches Filmmaterial zu unterschiedlichen Themen erstellt und mit der Öffentlichkeit geteilt,

» Bleibt offen für die Wirklichkeit,
die euch umgibt ...
Im Dialog ist es möglich, eine
gemeinsame Zukunft zu entwerfen.«

wobei die pastorale Haltung von Mensch.Demenz.Kirche. gewahrt blieb. Medial und gesellschaftlich unterliegt man der Versuchung, das Thema Demenz primär im Fokus medizinischer Fragestellungen sowie in der (Aus-)Gestaltung der Pflegesituation zu betrachten. Dementsprechend ist die Berichterstattung von Forschungsberichten bestimmt: Die Medizin wird als zuständige Leitdisziplin betrachtet und akzeptiert.

Diesbezüglich lässt sich während des Projektverlaufes ein Haltungswechsel in der Medienöffentlichkeit beobachten. Rund um das Thema Demenz haben sich insbesondere in den sozialen Netzwerken und in persönlichen Blogs Vereine und Gruppen von Angehörigen und von Demenz Betroffenen Gehör verschafft, die aus ihrer jeweiligen Perspektive berichten und erzählen. Hier stehen die Menschen mit ihrer Alltagsperspektive – mit ihren Chancen und Möglichkeiten – im Vordergrund. Die mannigfachen Einschränkungen, die sich im Laufe der Erkrankung ergeben, werden dabei nicht verharmlost oder vertuscht, sondern auf eine wertschätzende Art und Weise mitgeteilt.

„Nothing about us without us!“ – „Redet mit uns, nicht über uns!“, fordern Menschen weltweit, wie beispielsweise in der Vereinigung Trotzdemenz e.V.¹, die sich für passgenaue Teilhabemöglichkeiten für Menschen mit Demenz einsetzt. Zum Projektende hin lässt sich die Aussage wagen, dass der rein defizitäre und herausfordernde Ansatz der Medienberichte durch die Öffentlichkeitsarbeit der neuen Akteure aus dem nichtmedizinischen Bereich positiv ergänzt wird. Menschen mit Demenz kommen zu Wort und zeigen sich häufiger mit Beiträgen in der Öffentlichkeit. Pflegende Angehörige posten wertschätzende Filme und Beiträge, ohne zu beschönigen. Auf der Facebook-Seite zum Projekt werden diese und weitere Beiträge unter anderem unter dem Hashtag #GuteGeschichten gesammelt und geteilt. Das Projekt Mensch.Demenz.Kirche. war ein Teil dieser Community und hat aus der Perspektive von Seelsorge und Pastoral versucht, Impulse zu setzen.

1. <https://www.wegeausdereinsamkeit.de/ratgeber/hilfe-fuer-angehoerige/>, abgerufen am 13.05.2019.

Dialog Drei

HEILENDE SPIRITUALITÄT, WIE GEHT DAS?

EINE LETZTE SPUR:

„Jahwe JHWH (der Unermessliche) aber redete mit Mose von Angesicht zu Angesicht, wie jemand mit seinem Freunde spricht.“ (Ex 33,11) IM NICHTS VON ANGESICHT ZU ANGESICHT BEFREUNDET.

Konkret alltäglich wird das etwa in Lebenszusammenhängen, wo Seelsorge, Begleitung und Begegnung diese Grundformen unpräzise wirklich werden lassen.

Die erste Lehre dazu wurde mir von einem Langzeitobdachlosen in Bonn zuteil, der, vielfach im Gefängnis, nach Verurteilung wegen Mordes/Totschlages an seiner Frau und weiteren Inhaftierungen wegen Gelegenheitsdiebstählen nach der Haftentlassung und so nach 12 Jahren „Knast“, zum sogenannten „Pennerfrühstück“ ins Collegium Leoninum am Bonner Alten Friedhof kam (früher ein Priester-ausbildungskonvikt für die Bistümer Köln und Aachen, heute ist dort eine Nobelsenioresidenz).

Ich war damals, 1985, im zweiten Semester und voller Lebens- und Glaubensüberzeugungen, was richtig und falsch, lebenssinnvoll und -sinnwidrig sei – und machte bei diesem Frühstück vor dem Uni-alltag mit, voll im Bewusstsein, ich müsse diese „armen“ Menschen zu irgend etwas bewegen oder sie aus ihrem „kaputten“ unheilen Leben, retten, sie heilen.

Franz, „Funna“, wie der Mann mit Spitznamen gerufen wurde, sagte mir eines Morgens, als ich ihm vorschlug, ob er nicht in die Eifel wolle, in ein Haus, wo Suchtentzug und Wiedereingliederung für Langzeitobdachlose unternommen werde:

„Markus, wenn ich Hilfe von Dir brauche, dann sag' ich Dir das schon. Ich will jetzt nur mit Dir frühstücken und ein bisschen erzählen. Du brauchst jetzt nix für mich sonst zu tun. Lass mich! Ich melde mich, wenn mir was fehlt!“

Ich habe da dieses MIT statt FÜR zum ersten Mal tiefer im Vernehmen und Annehmen von „Funna“ verstanden.

Verloren

Erinnerung,
Orientierung,
mein Leben, mich selbst.

Verloren
in einer Welt,
die du nicht verstehst.

Hier bin
ICH

Birgit Altmeyer

Mir wurde dort das Wort Jesu zum Nachfolgeschlüssel – immer zunächst auf mich selbst hin:

„Die Starken bedürfen keines Arztes, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, die Sünder zu rufen und nicht die Gerechten.“ (Mk 2,17; siehe auch Lk 5,32)

Bei Matthäus heißt es von Jesus, noch tiefer verbunden mit Hosea 6,6: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Geht aber hin und lernt, was das heißt (Hosea 6,6): ‚Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer.‘ Ich bin gekommen, die Sünder zu rufen und nicht die Gerechten.“ (Mt 9,12f.)

Wenn ich mich selbst und die Kolleginnen und Kollegen anschau, die an Prozessen von Heilung, Linderung, echtem Trost, helfender seelsorglicher Beziehung beteiligt sind, im Blick auf diese Passage der Heiligen Schrift, dann haben wir, im Besonderen ICH, also die besten Voraussetzungen zur Nachfolge Christi!

Markus Roentgen

DEMENZ UND PROPHETIE

ZUGÄNGE

„Wenn Menschen mit Demenz Prophetinnen und Propheten sind“ hieß ein Studientag im Rahmen des Projektes Mensch.Demenz.Kirche. Dabei ist die Prophetie ein Wesenszug von Kirche, der in den letzten Jahrhunderten zunehmend vernachlässigt worden ist. Er kann uns aber wesentlich bei der kirchlichen Entwicklung und Erneuerung helfen.¹ Peter Pulheim hat es einmal anders formuliert: „Menschen mit Demenz können für uns zu (theologischen) Lehrmeistern werden.“²

„Ein Prophet ist keiner, der bloß den Teufel an die Wand malt, sondern Hoffnung vermittelt“, sagte einmal Papst Franziskus: „Jesus war der Beweis im Praxistest. Sein prophetisches Werk war es demnach, Tore zu öffnen, Wurzeln zu heilen und die Zugehörigkeit zum Volk Gottes zu stärken.“³ Im Neuen Testament wird der Geist der Prophetie allgemein verheißen (Joël 3,1 und Apg 2,16-18): „Ich werde von meinem Geist ausgießen über alles Fleisch. Eure Söhne und Töchter werden Propheten sein, eure jungen Männer werden Visionen haben und eure Alten werden Träume haben!“ Insofern spielt Prophetie im Neuen Testament als Selbstvollzug der Kirche eine unverzichtbare Rolle.⁴ Laut Paulus solle Prophetie Gemeinde erbauen, ermahnen, trösten und belehren. Prophetinnen und Propheten habe es in der Geschichte des Christentums immer wieder gegeben. Erst bei der Vollendung im Reiche Gottes werde prophetisches Reden als Stückwerk aufhören (1 Kor 13,8-20).

Auch in der heutigen Zeit wird Prophetie kirchlicherseits vernachlässigt, mitunter auf den Advent und bildstarke alttestamentliche Lesungen reduziert. Als Christen haben aber alle Getauften wesentlich Teil am königlichen, priesterlichen und am prophetischen Amt Jesu Christi.⁵ Muss man in diesem Zusammenhang überhaupt noch betonen, dass das auch für Menschen mit Demenz zutrifft?

Uns fehlt Entscheidendes, wenn nicht die Erfahrungen,
Fragen, Gedanken und Weisheiten
von Menschen mit Demenz vermisst, gesucht, erinnert
und vor allem erzählt werden.

Wie sorgen wir dafür, dass Glaubenserfahrungen
von Menschen mit Demenz nicht verloren gehen?

PERSPEKTIVWECHSEL – ODER: SICH VOM GEIST BESITZEN ZU LASSEN

Aus einer pfingstlich-lebendigen Dynamik ist in der Kirche und Theologie sehr früh schon Folgeschweres entstanden. „Das Prophetische geht im Apostolischen auf, die Bischöfe werden zunehmend als (alleinige und) amtliche Inhaber des prophetischen Charismas angesehen. Prophetie setzt sich im kirchlichen Lehramt fort.“⁶ Was es aber bedeutet, zu erkennen, dass nicht die Kirche den Geist, sondern der Geist die Kirche besitzen muss, hat schon der Evangelist Lukas in seiner Gemeinde erfahren und beschrieben. Er rät deswegen, quasi pfingstlich, zu einer Renaissance des Geistes.⁷ Martin Adolf Ritter fragt dem folgend, wie aus einem (ungelenken) Monstrum Kirche, das nur aus Haupt (Amt und Lehramt) und Füßen (dem gläubigen Volk) und einem sehr einseitigen Amtsverständnis besteht, wieder ein Leib mit [Anm. d. V.: vielen] Gliedern werden könne.⁸

Unser jüdisch-christliches Gottesbild liegt dem zugrunde: Der Gott Israels, damit auch unser Gott, ist kein Gott, der sich an einen Ort oder an ein einziges Amt, möchte man ergänzen, bindet, sondern einer, der sich an Menschen generell bindet.⁹ Gottes Ruf erklingt vielgestaltig. Der Geist, der Leben schenkt, ist einer, der die Zungen reden lässt. Damit ist durchaus Riskantes verbunden: „Gott schickt Menschen aus der scheinbaren Sicherheit des Vaterhauses in die Fremde.“¹⁰ Genau dafür sind Prophetinnen und Propheten nötig, ihre zu Stimme erheben¹¹ und entsprechend wertschätzend das prophetische Element konsequent mit einzubringen.

Jedes einzelne getaufte Glied der Kirche bildet dabei einen notwendigen, lebendigen Stein von Kirche (1 Kor 12). Damit dient Kirche konsequent den Menschen. Die Sakramente dieser Kirche sind selber Werkzeuge des Geistes, auf den sich die Kirche beruft.¹²

In der Volk-Gottes-Theologie von Papst Franziskus, die zu einer verstärkten prophetischen Praxis ruft, geht es um Folgendes: Kenntnis und Verständnis des Wortes Gottes – gepaart mit guter Menschenkenntnis. Wenn Franziskus von einzubeziehenden Sorgen und Nöten der Menschen spricht, nennt er das „die Hintergrundmusik des

Gottes Ruf erklingt
vielgestaltig.

betenden Gottesvolkes“. Anstatt in der Gefahr zu agieren, jeweils von außen oder oben zu urteilen, will er die eigentliche Prophetie der Brüder und Schwestern wahrhaben und wertschätzen.¹³

DIE „HINTERGRUNDMUSIK“ DER MENSCHEN MIT DEMENZ

RESSOURCEN SEHEN

In welche „Musik“, in welche „Lieder“ haben wir folglich (demenz-) prophetisch einzustimmen? Die zu Anfang gestellte Annahme, ob Menschen mit Demenz Prophetinnen und Propheten sind, stellt sich nun differenzierter: Sie sind es zunächst qua Menschsein, weil sie als Menschen, wie alle anderen, geistbegabte, mit göttlicher „Königswürde“ ausgestattete Wesen sind, voraussetzungslos und ohne Bringschuld. Wenn Menschen mit Demenz, mangels eigener Kraft und Tagesform jeweils nicht in der Lage sind, ihre eigenen Themen und Anliegen zu artikulieren, dann liegt es an uns, prophetisch für ihre Themen die Stimme zu erheben. Wir sind nicht nur verpflichtet, deren aktuelle Bedürfnisse und Ressourcen zu berücksichtigen und zu artikulieren, sondern quasi auch ihre Erinnerungsleistung stellvertretend zu vollziehen. Das heißt, das zu memorieren, was dem Gegenüber im Sinne eines erklärenden Wortes nicht unmittelbar greifbar ist. Es wird uns Außenstehenden vielleicht auch verborgen bleiben. Die grundsätzliche Kenntnis, eher die Bewegung zu den Herzen der Menschen mit Demenz ist aber nötig, um für sie und mit ihnen die Stimme zu erheben. Das tun wir am besten mit ihnen als Subjekten, ganz konsequent im befreiungstheologischen Ansatz.¹⁴ Das schließt ein Mitleid aus, das sie zu Objekten unserer Hilfe werden lässt.

HANDELN – SYMBOLHAFT

Konkret und übertragen heißt das: Der große Bewegungsdrang vieler Menschen mit Demenz, ihr mitunter ständiges Unterwegs-Sein (kulminierend in der beständigen Aussage „Ich will nach Hause!“) kann uns verweisen auf ihre (innere) Sehnsucht nach Heimat und heilem Leben. Ihre Suche, ihr Verlangen wird zum Symbol für die bei den Betroffenen immer noch höchst präsenten Familienverhältnisse. Dort

sorgen sie sich eben immer noch, wenn auch hochaltrig, um den eigenen Vater und die geliebte Mutter. Das ist ein Real-Symbol für unsere urwüchsige Sehnsucht nach einer ursprünglichen mütterlichen bzw. väterlichen Geborgenheit. Das Rätselhafte im Rahmen einer Demenz kann prophetisch an all die Fremde erinnern, in der wir als Gottes Volk schon von jeher unterwegs sind – „Fremdheit“ als spiritueller Auftrag. Der biblische Befund lautete schon damals: „Ihr seid Fremde gewesen in Ägypten!“ (Ex 23,9)

ERINNERUNGSKULTUR

Wir haben als Christinnen und Christen den Auftrag, von all dem zu erzählen, wozu Menschen mit Demenz nicht mehr in der Lage sind. Erzählen ist nicht nur ein lebensnotwendiger, ja ein prophetischer Grund-Akt des Glaubens. Indem wir selbst von Menschen mit Demenz berichten, ihre Geschichten und Bezüge wach und lebendig halten, machen wir uns an diesem pastoralen Auftrag verdient. Es bleibt eine kirchlich-prophetische Aufgabe, an dieser Erinnerungskultur mitzuarbeiten.

(ALTE) BEZIEHUNGEN AKTIV UND PRÄSENT LEBEN

Vielleicht warten solche Menschen auf den Satz, die Geste von uns, der und die ihnen vermitteln, dazugehören: „Ich muss ja weitermachen. Ich kann nicht ... (stehen bleiben?) ...“, formuliert Frau E., die gebetsmühlenartig ihre Heimatanschrift, ganz in der Nähe anzusteuern versucht. Voller Inbrunst gesteht mir der ca. 95-jährige Mann: „Am schönsten ist, wenn die Mutter vorbeikommt – fast jeden Tag. Das ist dann nicht so trist ...“ Schön, wenn mein eigener Seelsorgebesuch diese ‚alte‘, total präsente Mutterliebe, diese Herzenswärme aufleben lässt und nicht logisch dagegensprechen muss.

Der erwähnte befreiungstheologische Ansatz bedeutet auch, in der Praxis besonders diejenigen aufzusuchen, die besonders vom Vergessen betroffen sind, und nicht an der nüchternen Umsetzungsfrage der kirchlichen und institutionellen Realität („Lohnt sich das überhaupt?“) die Wahrnehmungsfrage über den je einzelnen Menschen zu entscheiden: Ich denke an die Bewohnerin Frau. S., die durch ih-

Wenn MORGEN & GESTERN
im Nebel der Demenz verlorengehen,
Lasst uns die Farben im HIER & JETZT
zusammen genießen.

ren inneren Drang sämtliche Pflegekräfte in Aufruhr versetzt, weil sie den eigenen Geburtstag täglich gefeiert, erinnert, wertgeschätzt wissen will. Wieviel Beachtung und Aufmerksamkeit holt sie sich da möglicherweise zurück? Was hindert denn uns daran, diesem Wunsch nicht täglich nachzukommen?¹⁵

VON GABEN UND AUFGABEN

Menschen mit Demenz haben ihr eigenes Wissen, ihre oft für uns verschlüsselten, eigenen Bilder. Im durchlebten, und möglicherweise auch nur mühsam ertragenen und traurig stimmenden Leben, liegen vielleicht deren eigentliche Ressourcen. Deswegen dürfen wir schon gar nicht von Menschen als Symptomträger einer Erkrankung sprechen,¹⁶ sondern immer wieder von einzigartigen und unverwechselbaren Subjekten, die uns mit ihrem Verhalten und ihren Aussagen auf etwas stoßen, uns quasi den Spiegel vorhalten. Auch da können wir uns prophetisch aufrüttelnd fragen: Wie haben diese Menschen ihr Leben bewältigt?

Ich denke an Frau K., die, solange sie noch laufen kann, mit einer Schürze unterwegs ist, weil sie zu Hause noch so viel zu tun habe. Sie klagt: „Meine Mutter ist alleine zuhause – ich weiß nicht, ob das gut geht! ... (und weiter) Ich weiß nicht, was ich machen soll!? ... Man kriegt im Leben nichts geschenkt!“ Da ist Herr K., der in der Jetztzeit noch so intensiv am Fließband seiner Autofirma lebt, dass er mir auf die Befindlichkeitsfrage hin verrät: „Wenn es der Company gut geht, geht es mir gut!“ Unser Einsatz für jeden einzelnen Menschen mit Demenz verbietet im Rahmen von Seelsorge die in der Pflege oft notwendige Verallgemeinerung und Verobjektivierung mitzugehen.¹⁷ Und außerdem: Wir müssen nicht jede Äußerung (be-)werten und interpretieren.

Wie hören wir letztlich auf Menschen mit Demenz? Indem wir sie als (theologische) Subjekte wahrnehmen und zu Wort kommen lassen.¹⁸ Das akzeptiert in der Begegnung mitunter nur einzelne Worte, wenige Silben, ein Stammelnd, ein (inhaltsschweres) Schweigen, das vielleicht mehr beinhaltet als ein ausgefeilter Dialog. Nicht schon wieder ‚nur helfen‘, sondern aushalten und zulassen wäre der Appell!

Dann haben wir zumindest etwas von dem Zusammenhang, der Kohärenz von Demenz und Prophetie nachvollzogen und vielleicht sogar verstanden.

Wie können wir es lernen von der Frau, die auf dem Flur beständig ihren Bruder Theo und ihre Mutter sucht, anstatt von der Frau mit Demenz zu reden, von der alten Dame, die ihre Familie in den Nachkriegswirren zusammenzuhalten versucht? Wie können wir partizipieren an ihrer Bewältigungsstrategie (Resilienz), mit all den (Nach-)Kriegserlebnissen, mit Flucht und Vertreibungen tatsächlich umzugehen und zu leben? Auch nach dem Tode von diesen Menschen als Subjekten zu reden ist unser Auftrag. Das ist die wahre Option ‚für die Armen‘, die Option für die Menschen mit Demenz, nein, für diejenigen, die es, wie auch immer, gelernt haben, mit belastenden Erfahrungen umzugehen.¹⁹

WAS BEDEUTET DAS FÜR EINE PROPHETISCHE KIRCHE?

Es braucht in unseren Gemeinden insgesamt eine Wachsamkeit und eine „Ausbildung für Demenz“ und dafür sollten das pastorale Team und die weiteren hauptamtlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen als Multiplikatoren dienen.

Der Grundgestus jeglicher seelsorglicher Interaktion kulminiert ja in der Frage an Bartimäus (Lk 18,41 ff.): „Was willst Du, dass ich Dir tun soll?“ Muss im Zusammensein und der Kommunikation mit Menschen mit Demenz nicht auch die Haltung erwachsen „Wo soll ich Dich lassen?“²⁰ Menschen mit Demenz neu sehen lernen meint dann, „Gesten und Blicke zu deuten, Schreie nicht nur als Zeichen der Verwirrung zu hören, über Berührung zu kommunizieren“.²¹

Der französische Philosoph Michel Foucault rechnet demzufolge mit dem prophetischen Charisma von kranken und verwirrten Menschen. Unser biblischer Auftrag sei es, mit diesem Prophetischen zu rechnen, auch wenn wir einzelne Lebensäußerungen nicht decodieren können.²² Insofern geben Menschen mit Demenz uns in christlichen Gemeinden immer auch zu denken. Hilfreiche, solidarische Netzwerke vermitteln ganz im Sinne des Zweiten Vatikanums, dass

... sich finden lassen ...

Teilen von Freude, Hoffnung, und Gesundheit, aber auch von Krankheit und Leid (Gaudium et Spes I) unser aller Aufgabe ist. Damit vermitteln wir: Alle werden umfassend am biblischen Leib der Kirche (1 Kor 12) gebraucht.

Umkehr im biblischen Sinne meint, ehemals einseitig als Hilfe-Leistungen gestaltete Beziehungen prophetisch neu zu gestalten lernen und als Erzählgemeinschaft im Spiel zu bleiben. Das kann nicht nur das Langzeitgedächtnis der Menschen mit Demenz aktivieren helfen, sondern zugleich das Langzeitgedächtnis von Kirche und Theologie beleben.

Elmar Trapp

1. Die nachfolgende Argumentationskette fußt auf dem Artikel „Ein Volk von Propheten – ein vergessener Wesensvollzug der Kirche“ von Peter Kohlgraf, Antrittsvorlesung am 2.12.2013 in Mainz; Peter Kohlgraf ist inzwischen Bischof von Mainz.
2. Peter Pulheim, Christine Schaumberger, Bekehrung von Seelsorge und Theologie zu Menschen mit „Demenz“, in: ThPQ 159 (2011), S. 137-145.
3. Papst Franziskus in einer Predigt am 18.4.2018, vgl. <https://www.katholisch.de/aktuelles/aktuelle-artikel/papst-daran-erkennt-man-einen-echten-propheten>, abgerufen am 13.5.19.
4. Vgl. Peter Kohlgraf, Ein Volk von Propheten, S. 119.
5. Vgl. ebd., S. 120.
6. Ebd., S. 124.
7. Vgl. Die Apostelgeschichte des Lukas (Theologischer Handkommentar zum Neuen Testament. Bd. 5), Leipzig 3, 1990, S. 46.
8. Adolf Martin Ritter, Charisma im Verständnis des Johannes Chrysostomus und seiner Zeit. Göttingen 1972, S. 71.
9. Martin Buber, Der Glaube der Propheten, Darmstadt 1984, bes. S. 35-68.
10. Kohlgraf, S. 126.
11. Vgl. ebd., S. 127.
12. Vgl. ebd., S. 129.
13. Vgl. Papst Franziskus, Die Freude des Evangeliums, Nr. 95 -97.
14. Vgl. Pulheim/Schaumberger, S. 137.
15. Frau S. nahm dann zwischendurch auch den Kollegen, selber GR, beiseite, um lapidar zu erwähnen: „Herr Kaplan! Ich habe doch heute gar keinen Geburtstag!“
16. Es verbietet sich deswegen von selbst, von ‚den Dementen‘ zu sprechen und dass wir Demenzgottesdienste feiern. Wir feiern keine Gottesdienste eines Krankheitssymptoms.
17. Hier gilt die immer zu betonende Feststellung: Wenn ich einen Menschen mit Demenz kenne, kenne ich (nur) einen Menschen mit Demenz.
18. Vgl. Pulheim/Schaumberger, S. 139.
19. Wie viel Tragik und bittere Wahrheit zugleich steckt in der folgenden Äußerung, die mir einmal unvermittelt von einer bettlägerigen alten Dame, für mich ohne erkennbaren Zusammenhang, geäußert wurde: „Eine Familie ist wie eine Mauer – die muss zusammenhalten ... wir haben uns alle gut verstanden – jetzt fangen die schlechten Zeiten an ...“
20. Vgl. Hermann Steinkamp, Die Gezeichneten und die Sterblichen. Überlegungen zur Seelsorge an Demenzkranken und ihren Angehörigen, Referat auf dem Dementia-Fair-Congress 2007 in Bremen, S. 3.
21. Ebd.
22. Vgl. ebd., S. 4.

»SEHT, DER MENSCH!« (JOH 19,5)

Demenz, Alzheimer, langsames Vergessen, Kontrollverlust, sich verlieren, gewohnte Menschen verlassen – und verlassen werden: Was bleibt vom MENSCH(en), wenn augenscheinlich alles verschwindet? Was passiert mit der Seele, dem Geist, dem inneren Kern, der eine jede und einen jeden einzigartig sein lässt? Was passiert mit der Beziehung zu Gott?

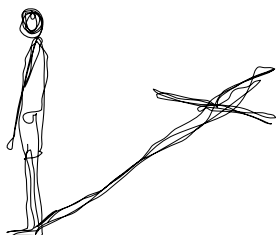
Ich erkenne: Es geht mehr um die Fragen als um konkrete Antworten! Sie eröffnen neue Denkräume und Perspektiven, gerade da die Antworten sich bereits aus den Fragen heraus ergeben, denn der Schlüssel liegt letztlich in der individuellen Glaubenserfahrung des Fragenden.

Welche Perspektiven lassen sich für mich aus dem christlichen Glauben heraus heben?

In Psalm 139 gibt Gott mir die Zusage, dass Er mich von allen Seiten umschließt und seine Hand auf mich legt; Er mit all meinen Wegen vertraut ist; Er seinen Geist für immer in mich gelegt hat (und zwar so, dass ich Ihm nicht entkommen kann); Er alle Finsternis und die tiefste Nacht in mir durchdringen kann. Die Finsternis, die möglicherweise mit dem Vergessen einhergeht, der Vorhang, der vor mein weltliches Erleben zu fallen scheint, er kann mich nicht von Gott entfremden und entfernen. Er erreicht mich auch dort und wird mich tragen, meinen Geist berühren und erhellen, vgl. Ps 139,9-12: „Hätte ich Flügel und könnte mich wie die Morgenröte niederlassen am äußersten Ende des Meeres, so würde auch dort deine Hand mich leiten, ja, deine rechte Hand würde mich halten! Und spräche ich: „Nur noch Finsternis soll mich umgeben, und der helle Tag um mich her soll sich verwandeln in tiefste Nacht!“, dann wäre selbst die Finsternis nicht finster für dich, und die Nacht würde leuchten wie der Tag. Ja – für dich wäre tiefste Dunkelheit so hell wie das Licht!“ (Vgl. dazu auch Jes 41,10: „Fürchte dich nicht, Ich bin mit dir; weiche nicht, denn Ich bin dein Gott. Ich stärke dich, Ich helfe dir auch, Ich halte dich durch die rechte Hand Meiner Gerechtigkeit.“)

Weniger als die Hoffnung auf ihn
das ist der Mensch
einarmig
immer
nur der gekreuzigte
beide Arme
weit offen
der Hier-Bin-Ich.

Hilde Domin: Ecce Homo¹



Als Mose Gott im brennenden Dornbusch begegnet, nennt Er seinen Namen, der die eine Zusage für uns schlechthin ist: „Ich bin da!“ (vgl. Ex 3,1-14) In diesem Namen konzentriert und verdichtet sich die Beziehung Gottes zu den Menschen. Er ist da, Er ist in unserer Gegenwart (wie immer die auch gerade aussehen mag). „Ich bin der ‚Ich-bin-da‘“, dieser Gott wird die Mensch-Beziehung nicht loslassen, noch wird er sich von uns abwenden.

Wenn ich demnach davon ausgehe, dass Gott den Kontakt zu mir hält, unabhängig von dem Grad einer vermeintlichen Verwirrtheit, die mein menschliches Sein umgeben mag – dass er meine Gedanken, mein Sein, meine Seele erkennt, so birgt dies die Gewissheit, dass mein Kern, meine Seele, meine Einzigartigkeit nie verloren gehen können und sich immer wiederfinden werden, in Gott, meinem Schöpfer. Mehr noch, und da schließt sich der Kreis: Wenn Gott mich kennt, die Dinge, welche mich (aus)zeichnen, bereits vor meiner Erschaffung in mich gelegt hat², so verdichtet sich möglicherweise dieser Kern, dieser Ursprung meines Seins am Lebensende wieder, ich kehre sozusagen in den Urzustand meiner Existenz zurück (auch in der Demenz), bin im Einklang mit Gott: „Siehe, der Mensch!“ (Joh 19,5)

Gott hat die Voraussetzungen dafür in uns hineingelegt! Wir können seine liebevolle Zusage durch unser Leben tragen – im Einklang bleiben mit Gott. Dies zu ermöglichen, dazu kann Seelsorge einen hohen Beitrag leisten.

Ute Aldenhoff

1. Hilde Domin, *Ecce Homo*. Aus: dies., *Sämtliche Gedichte*. © S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2009.
2. Vgl. Ps 139,13.15: „Du bist es ja auch, der meinen Körper und meine Seele erschaffen hat, kunstvoll hast du mich gebildet im Leib meiner Mutter“ und weiter „Dir war ich nicht verborgen, als ich Gestalt annahm, als ich im Dunkeln erschaffen wurde, kunstvoll gebildet im tiefen Schoß der Erde.“

Was bleibt vom Menschen, wenn
augenscheinlich alles verschwindet?

Was passiert mit der Seele, dem Geist,
dem inneren Kern, die eine jede und
einen jeden einzigartig sein lassen?

Was passiert mit der Beziehung zu Gott?

Welche Anfragen an meinen Glauben
löst Demenz bei mir aus?

DIE ANGST VOR DEM UNBEKANNTEN BEKANNTEN

ERFAHRUNGEN UND LERNEFFEKTE IN DER BEGLEITUNG VON MENSCHEN MIT DEMENZ

Demenz macht vielen Menschen Angst! – Warum eigentlich? – Die Begegnung mit einem Menschen mit Demenz ängstigt vielleicht deshalb, da dieser Zustand vor Augen führt, wie verletzlich das eigene Leben ist und wie verletzlich der eigene Platz in der Gesellschaft ist; weil im Sein und Verhalten eines Menschen mit Demenz Verlusterfahrungen und die Endlichkeit des Lebens aufscheinen, womit sich alle auseinandersetzen müssen. Das kann verunsichern, da viele diese Erfahrungen (meist in abgeschwächter Form) schon kennen.

DIE ERFAHRUNGEN VON AUTONOMIE UND ABHÄNGIGKEIT

Im Nachdenken, wie autonom der Mensch denn wirklich ist, ob er einfach alles tun kann, wird schnell klar, dass sich jeder in einem System bewegt, in dem bestimmte Verhaltensregeln herrschen. Der Einzelne hat normalerweise nur einen begrenzten Freiraum. Der Blick auf Menschen mit Demenz zeigt, dass diese oft einfach das tun, was ihnen gerade einfällt. Das geschieht ohne Rücksicht auf die Umgebung zu passender oder, vielleicht noch häufiger, unpassender Gelegenheit. Handeln diese Menschen dann nicht doch autonom? Womöglich autonomer als die anderen?

Wie sieht es mit der Abhängigkeit aus? Der Mensch ist vom Beginn seines Lebens an auf Hilfe angewiesen. Oft stellt sich Erfolg erst durch die Mithilfe anderer ein. Warum diese Angst vor der „Hilfs-Bedürftigkeit“? Liegt das weniger an dem Wort Hilfe und mehr an dem der Bedürftigkeit – wir wollen nicht bedürftig sein? Doch ein Mensch mit Demenz ist schließlich nicht nur bedürftig. Er ist noch handlungsfähig und tut den anderen seinen Willen auch nonverbal kund.

So bewegen sich alle Menschen zwischen den Polen „Autonomie und Abhängigkeit“. Macht die Abhängigkeit deshalb so Angst, weil der Einzelne gerne autonomer wäre, als er es in Wirklichkeit ist?

Vielleicht kann uns in der Begleitung von Menschen mit Demenz genau das bewusst werden: Öfter mal spontan sein und das tun, was einem gerade Freude macht. Und als zweites, keine Angst davor haben, andere um Hilfe zu bitten. Das zieht nur in den seltensten Fällen einen Geichtsverlust nach sich.

DIE ERFAHRUNG VON AKTIVITÄT UND PASSIVITÄT

Der Mensch ist in der Regel gerne aktiv. Zudem werden Aktivität und Erfolg immer wieder zusammen gesehen. Doch ist der Einzelne immer aktiv? Braucht es nicht auch Zeiten der Ruhe und Passivität?

Menschen mit Demenz brauchen vermehrt Unterstützung. Häufig wird an ihnen gehandelt, was sie unwillkürlich als passive Menschen erscheinen lässt. Doch schweift der Blick dann tatsächlich auf diese Gruppe, kommt einem vielleicht der Mann in den Sinn, der die Zeitungen sortiert, oder die Frau, die Servietten faltet. Andere klopfen vielleicht auf den Tisch (auch wenn dem Betreuenden das unter Umständen „furchtbar auf die Nerven geht“) – aber sind das passive Menschen? Doch eher nicht!

Ein Blick auf die eigenen schönsten Ereignisse im Leben macht deutlich, dass da einige dabei sind, für die man nicht selber verantwortlich ist, sondern die einem geschenkt wurden: die Liebe oder Zuneigung von Menschen, tief empfundene Freude oder Vergebung. Was macht dann eigentlich so Angst an der Passivität? Wird sie vielleicht zu negativ gedeutet?

Vielleicht kann uns in der Begleitung von Menschen mit Demenz genau das bewusst werden: Der Mensch darf auch einmal passiv sein! Sich z. B. in die Sonne zu setzen, um die Wärme auf der Haut zu spüren und sich daran zu erfreuen. Dadurch kann der Einzelne sensibler werden für die kleinen Dinge im Leben.

DIE ERFAHRUNG VON VERLUST UND ABSCHIED

Das Leben von Menschen mit Demenz scheint ganz von Verlust und Abschied geprägt zu sein. Stück für Stück fällt auf, was der andere nicht mehr kann. Der Begleitende muss sich von dem Menschen, wie er ihn gekannt hat, verabschieden. Das kann sehr schmerzhaft sein.

Erfahrungen von Verlust und Abschied kennen nahezu alle Menschen. Die meisten kennen den Schmerz, einen geliebten Menschen zu verlieren. Andere mussten sich vielleicht von Lebensplänen verabschieden, was dem einen leichter, dem anderen schwerer fällt. Vielleicht schmerzt im Hinblick auf Menschen mit Demenz besonders diese Ohnmacht, in der man vor ihnen steht – können die Angehörigen oder Begleitenden doch nichts tun, um den Prozess umzukehren.

Erfahrungen von Verlust und Abschied macht der Mensch in fast jeder Lebensphase. Dabei ist es eine Aufgabe, zu lernen, diese Erlebnisse ins eigene Leben zu integrieren. Dann erzeugen sie vielleicht im Umgang mit Demenzbetroffenen nicht so viel Angst.

Demenziell veränderte Menschen leben in der zweiten Phase der Demenz ganz im Hier und Jetzt. Sie wissen nicht mehr, dass sie dement sind und können trotz allem das Leben genießen. Verlust und Abschied berühren sie häufig nicht mehr.

Vielleicht kann uns in der Begleitung von Menschen mit Demenz genau das bewusst werden: Im Hier und Jetzt zu leben; in vollen Zügen zu genießen, wenn einem etwas gefällt, und dabei nicht an gestern oder morgen zu denken.

DIE ERFAHRUNG VON FRAGMENTHAFTIGKEIT UND UNVOLLENDETHEIT

Menschen wollen Projekte oder Aufgaben zu einem guten Abschluss bringen. Sie haben Pläne, wie alles verlaufen soll. Personen mit Demenz und ihre Angehörigen hatten auch Pläne: Sie wollten noch diesen oder jenen Urlaub erleben; sie wollten die Zeit noch mit diesem oder jenem genießen. Die Demenz macht ihnen jetzt „einen Strich

durch die Rechnung“ – Geplantes muss aufgegeben, manches unvollendet bleiben – das schmerzt. Und der Mensch plant doch so gerne! Die meisten hassen es eigentlich, ohnmächtig zu sein. Das Leben wird einem irgendwie aus der Hand genommen. Viele kennen den Schock, die Trauer, die Ohnmacht – vielleicht haben sie deshalb solche Angst.

Menschen mit Demenz wird das Leben schließlich aus der Hand genommen und andere kennen das in anderen Bezügen auch. Es gibt Zeiten, in denen diese Unvollendetheit und Fragmentarität der Aufgaben oder des Lebens akzeptiert werden müssen. Auch für Demenzbetroffene ist das eine Herausforderung.

Vielleicht ist das eine gemeinsame Entwicklungsaufgabe. Theologisch gesprochen: Wenn jemandem das Leben oder die Lebenspläne aus der Hand genommen werden, sollte er versuchen darauf zu vertrauen, dass es gute Hände sind, die sich seiner annehmen; und diese Hände vollenden, was womöglich unvollendet blieb.

DIE ERFAHRUNG DER SUCHE NACH HEIMAT

Jeder, der mit Menschen mit Demenz zu tun hat, kennt das Verhalten, dass sich Personen mit Demenz auf den Weg machen und von dem Ort, wo sie wohnen, irgendwohin laufen. Früher wurde dabei von Weglauftendenz gesprochen, heute von Heimlauftendenz. Denn der Einzelne hat in der Regel ein Ziel, zu dem er möchte. Das Bild der Heimat impliziert ein Gefühl der Geborgenheit. Wo der Mensch daheim ist, fühlt er sich sicher, geborgen, wertgeschätzt, geliebt und dort kennt er sich aus und kennt die Menschen. Vieles von dem, was ihm in der Demenz verloren gegangen ist, hofft er vielleicht intuitiv in seiner Heimat, zu Hause, zu finden.

Das Bedürfnis nach Heimat und Geborgenheit kennen vermutlich alle Menschen. Sie halten sich gerne an Orten auf, an denen sie sich wohlfühlen. Vertrautes tut gut: vertraute Gerüche, vertraute Klänge, vertraute Sprache, vertrauter Dialekt. Auch Menschen ohne Demenz fühlen sich häufig verunsichert, wenn plötzlich nichts mehr vertraut ist – um wie viel mehr die mit Demenz. Womöglich löst die

Suche...

... nach Leben.

... nach Erinnerung.

... nach Verbindung.

... nach dem eigenen Ich.

Was bleibt ...

... ist der göttliche Funke.

Gabriele Pechel

Demenz bei den vermeintlich Gesunden auch die Angst vor dieser „lebens-einschneidenden“ Verunsicherung aus.

Vielleicht kann uns in der Begleitung von Menschen mit Demenz genau das bewusst werden: Sich immer wieder Orte der Geborgenheit zu suchen. Denn Geborgenheit lässt einen zur Ruhe kommen!

Im Rückblick auf das Beschriebene kann vermutet werden, dass im Umgang mit der Demenz vor allem die Dinge Angst machen, die der Einzelne in einem anderen Maße schon kennt. Das sind alles Erlebnisse, die verunsichern, das Gefühl der Ohnmacht erzeugen und dem Bild vom aktiven Menschen nicht entsprechen. Es ist die Angst vor dem unbekanntem Bekannten!

Wer mit demenziell veränderten Menschen arbeitet, muss sich mit diesen Bildern und Gefühlen auseinandersetzen, da sonst schnell die eigenen Ängste projiziert werden.

Doch schließlich soll der Blick nochmals auf das gerichtet werden, was der Gesellschaft und dem Einzelnen im Umgang mit diesen Menschen bewusst werden kann:

- Spontaneität – auch einmal spontan etwas zu tun oder zu lassen stärkt das Im-Moment-Sein
- Hilfe annehmen – es ist keine Schande, sich von anderen helfen zu lassen
- Passivität – auch einmal passiv zu sein, kann sensibler machen für die kleinen Dinge im Leben
- Im Hier und Jetzt zu leben – kann das bewusste und intensive Erleben des Augenblicks steigern
- Vertrauen haben – kann Gelassenheit in schwierigen Lebenssituationen schenken
- Orte der Geborgenheit suchen – kann zur Ruhe kommen lassen und das eigene Selbst stärken

So kann der Zustand der Demenz auch das eigene Leben und Sein hinterfragen und Anregungen für eine bewusste Andersartigkeit geben.

Dr. Maria Kotulek

WANDERAUSSTELLUNG MENSCH.DEMENZ.KIRCHE.

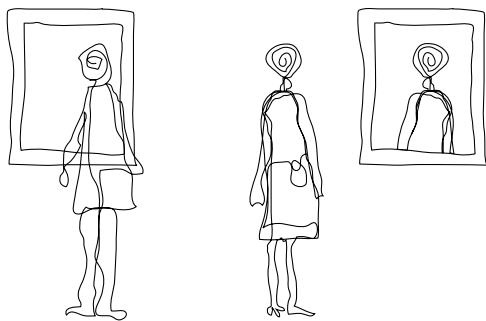
EINE BEGEGNUNG AUF AUGENHÖHE!

Die Fotografien von Michael Uhlmann zeigen Menschen mit Demenz in Alltagssituationen. Sie tun dies mit einem wertschätzenden und zugleich liebevollen Blick. Sie beschönigen nicht – weder die Situation von den Erkrankten noch die von deren Angehörigen. Spirituelle Textimpulse führen aus der Oberflächlichkeit heraus in eine andere Sicht hinein. Freiraum in leeren Rahmen bietet dem Betrachter an, sich selbst ins Wort zu bringen und ihn mit Worten und Symbolen zu füllen.

In sechs Themenkreisen versunken, verloren, Suche, Dialog, Bewegung und berührt nähert sich die Ausstellung den Menschen. Die Auswahl der Bilder wird manchen Betrachter erstaunen. Eine Marathonläuferin in den mittleren Jahren, Senioren bei der Ausübung von Tai-Chi und Paare im Gespräch. Fragen werden aufgeworfen: So jung und schon dement? Welcher von den dreien ist denn nun erkrankt? Und ist ein Gespräch überhaupt noch möglich?

An dieser Stelle kann ein Perspektivwechsel stattfinden. Eine Begegnung auf Augenhöhe wird möglich. Nicht der Mensch mit Demenz steht nun im Mittelpunkt der eigenen Überlegungen, sondern der Betrachter selbst. Vorurteile, Stigmatisierungen, eigene Ängste werden sichtbar und können reflektiert werden. Die Raum gebende Gestaltung der Bildmotive in großzügigen Passepartouts erlaubt es, den Menschen weiterzudenken, ihn aus der Defizitorientierung heraus in das ganzheitliche, christliche Menschenbild zu bringen. Die Frage „Was macht den Menschen, das Menschsein aus?“ wird jetzt zentral. Die persönliche Auseinandersetzung „Was bedeutet Demenz konkret für mich? Welche Konsequenzen hat dies für mich und meinen Glauben?“ liegt nahe.

Die Wanderausstellung Mensch.Demenz.Kirche. bietet eine Möglichkeit, das schwierige und daher häufig ausgeklammerte Thema Demenz an selbst gewählten Orten und unter unterschiedlichen Ge-



sichtspunkten ins Gespräch zu bringen. Das Hineinholen in den je eigenen Kontext, die Wahl der Motive und Texte, die Einbindung von Förderern und Kooperationspartnern bieten die Gelegenheit für unterschiedliche, auf die Situation vor Ort zugeschnittene Zugänge.

So wird jede Ausstellung besonders, denn sie nimmt die Menschen und deren Lebensumfeld vor Ort wahr und ermöglicht einen Resonanzraum für deren Erfahrungen.

Brigitte Döpfer und Michaela Renkel

Ich habe für mich der Ausstellung einen neuen Titel gegeben.

»Brannte uns nicht das Herz,
als sie uns von ihrem Leben erzählten?«

wäre ein für mich passender Titel in Anlehnung an die Geschichte der Emmausjünger. Auch sie erkannten den Auferstandenen erst nicht wieder, da er wenig Ähnlichkeit mit dem Jesus hatte, den sie von früher kannten. Und genauso verändert wirken manchmal Menschen mit Demenz auf uns. Unbekannt und verändert. Vielleicht sind sie damit auch als von Gott Geliebte nur Gott ähnlicher.

*Reinhold Keppeler,
Fachberatung Gemeindec Caritas Mettmann*

BAUSTEINE, DIE DIE PERSPEKTIVE VERÄNDERN

Jemand aus unserer Abteilung wäre ja schon von Nöten, hieß es, als sich die Themengruppe „Konzeption von Bildungsmaßnahmen“ des Projekts Mensch.Demenz.Kirche. konstituierte. Als Referentin der Abteilung Personalentwicklung Pastorale Dienste, die vor allem Weiterbildungen für Priester, Diakone, Pastoral- und Gemeindereferentinnen und -referenten, Küsterinnen und Küster sowie Mitarbeitende in den Pfarrämtern plant und zum Teil auch durchführt, konnte ich zunächst keine direkte Verbindung zwischen der Bildungsgruppe und meinem Arbeitsbereich herstellen. Aber schon das erste Treffen veränderte meine Perspektive. In der Darstellung der Referentinnen aus anderen Abteilungen oder anderer Träger wurde mir sehr schnell deutlich, dass Menschen mit Demenz in der Kirche keine kleine Gruppe sind. Mir wurde auch deutlich, dass Menschen, die an Demenz erkrankt sind, genau die Menschen sind, die Jesus uns im Evangelium ans Herz legt. Wenn unsere Pastoral sich nicht von Menschen mit Demenz prägen lässt, dann ist hier ein zentraler Aspekt des Christseins nicht realisiert.

Ich war also bereit, mich dafür einzusetzen, dass Pastorale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mehr zu diesem Thema erfahren sollten, um intensiver darüber nachzudenken, Menschen mit Demenz in Kirchengemeinden wahrzunehmen, ihre Bedürfnisse zu erkunden und ihnen vielleicht sogar Heimat zu geben.

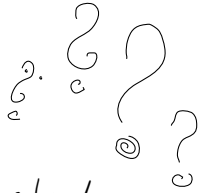
Wir planten verschiedene Formate, die auf verschiedene Zielgruppen hin ausgerichtet sein sollten. Die größte Herausforderung dabei war, dass Demenz ein weiteres Thema innerhalb einer großen Bandbreite von Spezialthemen der Pastoral ist. Also entschieden wir uns, eher kleinere Bausteine in schon bestehenden Veranstaltungen anzubieten. Wir planten für Mitarbeitende in den Pfarrämtern einen Vormittag mit der Referentin Katharina von Croy¹ von der Malteser Fachstelle Demenz, die die Teilnehmerinnen darin schulte, wie man an Demenz erkrankte Menschen im Pastoralbüro unterstützen kann. Katharina von Croy gab Hinweise, worauf zu

achten sei, wie man in schwierigen Situationen reagiere und wie man so Menschen mit Demenz das Gefühl der Zugehörigkeit geben könne.

Einen weiteren Baustein integrierten wir in den Tag für Küsterinnen und Küster im Erzbistum Köln. An diesem Tag kamen ca. 200 zusammen, die sich mit ganz unterschiedlichen Themen wie Kerzenpflege und Arbeitsrecht befassten. Einige besuchten den Workshop von Elmar Trapp: „Dabei und Mittendrin – Menschen mit Demenz in Gottesdiensten“. Küsterinnen und Küster begegnen in den Kirchen immer wieder Menschen mit Demenz, weil Kirchen häufig vertraute Orte sind, die gerne wegen des damit verbundenen Gefühls von Heimat und Geborgenheit von ihnen aufgesucht werden. Elmar Trapp erklärte, wie demenzerkrankte Menschen in Gottesdiensten integriert werden könnten, welche Möglichkeiten es gebe, sie zu unterstützen und ihnen das Gefühl zu geben, dass sie dazugehören.

Aber auch die Küsterinnen und Küster, die den Workshop nicht besuchten, hatten Gelegenheit, sich mit dem Thema Demenz auseinanderzusetzen, denn zeitgleich zum Tag für Küsterinnen und Küster wurde die Wanderausstellung Mensch.Demenz.Kirche. im Maternushaus gezeigt. Aufgrund der interaktiven Gestaltung der Ausstellung konnte man in den Pausen, beim Gespräch auf dem Flur, das ein oder andere Foto wahrnehmen und so en passant mit einem schwierigen Thema Kontakt aufnehmen.

Im Juni 2018 hatten wir eine Fachtagung geplant, zu der insbesondere Pastorale Dienste eingeladen waren. Der Titel der Veranstaltung lautete „Wenn Menschen mit Demenz Prophetinnen und Propheten sind ...“ Das mag eigentümlich klingen, aber genau diese nicht-defizitäre Sicht auf Menschen mit Demenz trug als Haltung durch den gesamten Tag. Christian Müller-Hergl beleuchtete das Thema Demenz aus einer genuin theologischen Perspektive, die mich nachhaltig faszinierte. Er stellte die Frage, wer wir denn seien, wenn wir unsere Erinnerung verlieren. Was bliebe dann noch? Eine bewegende Frage. Und plötzlich steht nicht mehr die Erkrankung im Vordergrund, sondern der Mensch mit seinen (verlorenen) Erinnerungen und die Frage, was den Menschen ausmacht, jenseits dessen, was er geleistet hat. Zum ersten Mal wurde mir deutlich, wie sehr ich meine



Was macht den Menschen /
das Menschsein aus?

Erinnerungen bin. Und was würde passieren, wenn ich sie verlieren würde. Wäre ich dann noch immer dieselbe?

Obwohl mit dem Fachtag auch das Ende des Projekts Mensch.Demenz.Kirche. abzusehen war, ist dadurch das Thema im Bereich der Fortbildung nicht zum Ende gekommen. Ein Kurs von Kaplänen, die im Erzbistum Köln als Priester der Weltkirche ihren Dienst tun, hatte den Wunsch, das Thema „Krankensalbung mit demenzerkrankten Menschen“ genauer zu besprechen.

An mich werden viele Fortbildungsthemen herangetragen und nicht alle kann ich mit der gleichen Intensität hören. Bei manchen Themen kann ich sofort Referentinnen und Referenten nennen oder Konzepte präsentieren; andere sind mir nicht so präsent. Ich bin froh, dass Demenz eins der neu-vertrauten Themen ist, das durch das Projekt Mensch.Demenz.Kirche. dazugekommen ist. Vielleicht hätte ich vorher nicht die Sensibilität besessen, den Wunsch der Kapläne in einen Fortbildungsbaustein umzusetzen; vielleicht hätte ich das Thema „überhört“. Aber diesmal war es anders. Die Fortbildung für die Kapläne steht noch aus. Ich bin gespannt, ob sich ihre Perspektive auf Menschen mit Demenz so verändert, wie meine sich verändert hat. Ein Perspektivwechsel ist ja nichts, was man produzieren oder anordnen kann. Aber ich bin mir ganz sicher, dass es eine sehr gute Fortbildungsveranstaltung wird und dass es hoffentlich in den kommenden Jahren immer wieder diese kleinen Bausteine geben wird, die die Haltung und Perspektive der Pastoralen Dienste im Hinblick auf Menschen mit Demenz verändern.

Stephanie Feder

Dialog Vier


NEULAND GEWINNEN

Mal angenommen, in der Zukunft würden sich Kirche und Gesellschaft so weiterentwickeln, wie Sie es sich wünschen. Wie sähe das dann aus? Was wäre anders als heute? Woran ließe sich dies im Alltag erkennen, schmecken, hören und fühlen?

Im Tausch des Heute gegen das Morgen sehe ich eine Kirche, in der es keine demenzsensiblen Kirchengemeinden mehr braucht. Weil wir längst mutig darin wachsen, menschensensibler – und damit bedürfnissensibler, grenzsensibler, systemsensibler – zu sein. In kleinen Schritten, die überall anfangen und nie aufhören. In denen es um eine Erweiterung von Begegnungs- und Lebensräumen geht. Um Wertschätzung und Anerkennung von Vielfalt. Um ein aktives Miteinander unterschiedlicher Mehr- und Minderheiten. Um Lebensorte, an denen verschiedene Menschen gut vernetzt zusammen leben, lernen, lieben, zweifeln, hoffen und glauben können – und genau darin miteinander Kirche und Gemeinde sind. Diese Kirche strahlt aus. Lädt ein. Steckt an.

Ich sehe eine Kirche ... in der Menschen mit Demenz ganz selbstverständlich dazugehören. In der sie nicht mehr als demographische Herausforderung oder als gesonderte Zielgruppe erscheinen, die es zu integrieren oder inkludieren gilt. In dieser Kirche sind und bleiben Menschen mit Demenz zu jeder Zeit selbstverständliche Gemeindeglieder. Sie sind Kirche – nicht wegen, nicht trotz, sondern mit ihrer Demenz. Ein Perspektivwechsel richtet den Blick nicht mehr schwerpunktmäßig auf sie, sondern auf uns selbst: Was fehlt uns und unserer Kirche, wenn Menschen mit Demenz fehlen? Als ein Leib mit vielen Gliedern sind wir existentiell auf Menschen mit Demenz angewiesen. Bei uns, nicht durch andere, beginnt Kirche – und täglich neue Inklusion.

Ich sehe eine Kirche ... die in Beteiligungsmöglichkeiten, statt in Hilfsangeboten denkt. Eine Kirche, in der wir, statt ein „Demenzcafé“ zu initiieren, das bestehende Kirchencafé so gestalten, dass alle sich



Mal angenommen...

angesprochen und eingeladen fühlen. Eine Kirche, die äußerlich und innerlich den unterschiedlichen Bedingungen der Gemeindeglieder Rechnung trägt. Eine Kirche, die sich der besonderen Situation und der Bedürfnisse von Menschen mit Demenz und ihren Angehörigen bewusst ist. Und die zugleich nicht in eine Fürsorge-Falle tappt, die die Einteilung und das Gefälle von Starken und Schwachen ungewollt vergrößert. Unabhängig von der Diagnose werden Menschen mit Demenz hier zuallererst als Menschen wahrgenommen, statt als bedürftige Hilfeempfänger, als Symptomträger einer Erkrankung und damit mit ihrem und seinem Anderssein. Als mündige Bürger und vollwertige Gemeindeglieder erleben sie im Alltag der Gemeinde sowohl Möglichkeiten als auch Grenzen. Wie alle anderen auch.

Ich sehe eine Kirche ... in der wir entkrampfter mit spontanen Lebensäußerungen umgehen. In der ein Zwischenruf in einer Predigt, wie „Mir ist langweilig, ich will nach Hause!“, für Erheiterung und Lebendigkeit im Gottesdienst sorgen darf. Weil niemand etwas falsch macht, nur weil es nicht den eingeübten Konventionen entspricht. Zur Freiheit befreit sind dabei alle. Sodass auch Geistliche nicht an Autorität verlieren, wenn sie ihrer Irritation und Verunsicherung Ausdruck verleihen oder spontan und herzlich mitlachen. Da, wo Leben in all seinen Erscheinungsformen nicht kontrolliert, sondern höchstens gelenkt werden muss, sind spontane Lebensäußerungen nicht nur erlaubt, sondern gehören dazu. Sie können bereichern, z. B. wenn der obige Ausruf als Anstoß für einen Austausch und für ehrliche Rückmeldungen aller aufgenommen wird. Sodass der, der mit seinem unangepassten Verhalten vermeintlich aus dem Rahmen fällt, am Ende ein neues Spielfeld für Weiterentwicklung eröffnet.

Ich sehe eine Kirche ... die sich selbst fortlaufend erneuert. In der es im operativen und strategischen Geschäft zum Alltag gehört, die Inklusionskraft vor Ort schrittweise zu erhöhen. Diese Kirche denkt in Möglichkeiten und nimmt zugleich Barrieren wahr, die das Miteinander von Menschen mit und ohne Demenz erschweren oder verhindern. Der Prozess der Weiterentwicklung will dabei weder Ängste

Ich sehe eine Kirche...



schüren noch auf Defizite fokussieren. Eine fortlaufende Bestandsaufnahme würdigt, was gelingt, und spürt mögliche Lücken auf, um sie bewusst wahrzunehmen und zu schließen. Diese Erneuerung baut auf Gottes Wirken und Beispiele des Gelingens in jeder Gemeinde. Wo offene Grundhaltungen, einladende Konzepte, barrierearme Begegnungsräume und vernetzte Organisationsstrukturen fehlen, wird eine Weiterentwicklung gefordert und gefördert. Diese Suchbewegung dient nicht einer gesonderten Zielgruppe, sondern der Gemeindeentwicklung einer menschenfreundlichen, zukunftsfähigen Kirche.

Ich sehe eine Kirche ... deren Barriereabbau im Kopf beginnt und sich in Herz und Händen zeigt. In der sich für Menschen mit und ohne Demenz ein Recht auf Gemeinschaft realisiert, ohne zur Pflicht zur Gemeinschaft zu werden. In der sich die Vielfalt an Gelegenheiten zum Kommen, Gucken, Dazugehören, Mitgestalten und – nicht unerheblich – auch kurzfristig Wegbleiben-dürfen vergrößert. An Orten, an denen im Kleinen und Großen neue Geschichten entstehen und im gemeinsamen Tun Berührungspunkte abgebaut werden, Vorurteile sich verändern und wir einander offen und suchend begegnen. Sodass vielleicht sogar die erstaunliche Erfahrung gelingt, dass die Demenz plötzlich gleichgültig wird. Da, wo ein Chor Menschen zusammenbringt, die Freude am Singen haben. Wo Großeltern an einem Samstag mit ihren Enkeln Vogelhäuschen für den Gemeindegarten bauen. Wo nach dem Gottesdienst verschiedene Menschen zum Austausch bei einem Teller Suppe zusammensitzen. Im gemeinsamen Dritten realisieren sich Teilhabeprozesse, ohne dass es explizit darum geht, bewusst etwas „Inklusives“ zu tun. Teilhabe ist keine Sonderaufgabe mehr, die von einigen wenigen Haupt- und Ehrenamtlichen gemacht wird. Teilhabe geschieht. Und braucht jeden und jede.

Ich sehe eine Kirche ... die spielerisch ausprobiert, statt ideologisch zu kämpfen. Eine Kirche, die aus dem Vertrauen in Gott und Menschen heraus Neues wagt. Eine Kirche, die Fragen wertschätzt und lebt, da wo uns Antworten fehlen. In der Menschen Freude haben, sich zu zeigen und sich und ihre Angebote ohne eine Garantie des Gelingens

auszuprobieren. Eine Kirche, in der gemeinsames Wachstum wichtiger ist als Perfektion. Ich sehe eine Kirche, die ihre Ortsgemeinden selbstbewusst als Pioniere versteht. Als gesellschaftlich relevante Lernorte, in denen wertvolle Erfahrungen des Zusammenlebens von Menschen mit und ohne Demenz möglich sind. Weil in ihr Übungsfelder entstehen, die für gesellschaftliche Veränderungsprozesse dienen. Diese Kirche probiert fortlaufend aus, welcher Boden im Neuland des Miteinanders trägt. Sie würdigt Erfolge wie Niederlagen, weil jeder als Fehlschlag verworfene Versuch ein weiterer Schritt vorwärts ist. Diese Kirche denkt in Möglichkeiten und grenzt das Scheitern als eine realistische Möglichkeit nicht aus. Statt moralischer Appelle und ideologischer Vorgaben erkennt sie an, was ist, und macht, was geht.

Ich sehe eine Kirche ... in der unsere Behinderungen auch zur Begabung werden. Weil nicht nur junge Familien, sondern wir alle davon profitieren, wenn – angestoßen durch die besonderen Bedürfnisse einzelner – unsere Sinne grundsätzlich genauso angesprochen werden wie der Verstand. Und z. B. Salbungsgottesdienste oder Ostergärten das Repertoire der Verkündigung vergrößern. Weil alle davon profitieren, dass eine mehr körpernahe Spiritualität und Sinnlichkeit unsere Theologie ausdrückt. Weil wir alle davon profitieren, uns im Heute, Hier und Jetzt auf das Erleben des gegenwärtigen Augenblicks zu fokussieren. Weil wir alle davon profitieren, Emotionen und Bedürfnisse, wie sie bei Menschen mit Demenz bis zum Schluss intakt bleiben und intensiv erlebt werden, genauso wahr- und ernst zu nehmen wie den Intellekt. Weil wir alle davon profitieren, im Selbstoptimierungswahn einer Gesellschaft, die den Perfektionismus und das „Schneller-Höher-Weiter-Prinzip“ bewundert, uns den Blick für unsere heilsame Durchschnittlichkeit, Begrenztheit, Verletzlichkeit und eine Würde und einen Wert vor aller Leistung zu bewahren.

Ich sehe eine Kirche ... in der die Unterscheidung in Menschen mit und ohne Demenz keine Rolle mehr spielt. Weil es normal ist, verschieden zu sein. Weil es natürlich ist, begrenzt zu sein. Und begabt! Eben Mensch ... Eine Kirche, in der Menschen sich zeigen, ohne

Angst vor Ablehnung haben zu müssen. In der wir alle – ausnahmslos – zugleich etwas zu geben haben und auf die Unterstützung anderer angewiesen sind. Hier üben Menschen mit und ohne Demenz Ehrenämter aus (z. B. Gesangbücher austeilen). Weil unterschiedliche Menschen gleichberechtigt zusammen kommen, zählt jede Stimme und kann jeder sich einbringen. Alle dürfen geben, nicht nur nehmen. Andere dürfen nehmen, nicht nur geben.

In Jesu Namen. Amen.

Antje Koehler

SINNENGE BET

EIN BETEN MIT MENSCHEN MIT UND OHNE DEMENZ

EINGANGSGEBET

Die erste Übung im Raum, gemeinsam und jede/jeder für sich. Atmen, hören und spüren lernen, das Herz und den Puls spüren, immer wieder neu sich besinnen darauf, wie es atmet in uns – und wie es geschieht seit unserem Anfang, als es durch das Blut unserer Mutter und ihren Atem dazu in uns begonnen hat, zu atmen – ohne Unterlass bis JETZT.

Atem – ATEMLEIB – im Atmen Gott loben,
so, wie es der 150. Psalm sagt im letzten Vers,
genauer übertragen:

„Alles Atmen ist Loben, oh Du!“
(Ps 150,6; Übertragung: Markus Roentgen)

Erläuterung: Beten in der einfachsten Übung des Wahrnehmens meines Atems und meiner Herz- und Pulsschläge. Friedrich Spee schreibt dazu in seinem „Gülden Tugendbuch“ (und in der Diktion und Orthographie seiner Zeit):

„Es ist allen bekannt, daß das menschlich hertz, gleich wie die vnruh in einem vhrwerk, allezeit sich bewegt, vnd schlegt tag vnd nacht ohn vnterlaß. Dan man esse, trincke, schlaffe, oder wache, oder man thue sonsten was man wolle; so höret es doch nie auff zu schlagen, als lang der mensch das leben hat.

Solches kann man fühlen an den Pulßadern an beyden armen; dan gleich wie daß hertz schlägt, also schlagen die Pulßadern im gantzen leib ... lasset (uns) auß allen diesen schlägen lautere zeichen machen, vnd ihnen diese bedeutnuß auzlegen zwischen Gott vnd uns, daß ein ieder solcher schlag, hinfurter so vill bey Gott vnd den heiligen bedeuten vnd heißen solle, als vill bedeuten und heis-

Eine elementare Liturgie

Sie ist ganz einfach, in der
„Anwendung der Sinne“

Ignatius von Loyola

sen diese wort der Engelen: Heilig, Heilig, Heilig ...“ (Friedrich Spee, Güldenes Tugendbuch, 21. Kapitel : Sämtliche Schriften. Hist.-krit. Ausgabe. 2. Band; hg. v. Theo G. H. van Oorschot. München 1968, S. 437 f.)

FOLGEGEBET

Die zweite Übung im Raum, gemeinsam.
Nehmt einander bei den Händen im Raum,
da, wo Du stehst, da, wo Ihr steht.
Bilde eine Form im Raum, dass jede und jeder links
und rechts mit einem Menschen verbunden ist.
Dann mit einem Händedruck, sinne zu den Menschen
neben Dir hin und spüre tief in Dir und ganz weit:

„Das Göttliche in mir spürt das Göttliche in Dir!“

LIED

Ein einfaches altes Lied zu singen folgt dann:
Es steht im neuen Gotteslob, Nr. 455:

„Alles meinem Gott zu Ehren“, die erste Strophe:

*„Alles meinem Gott zu Ehren
in der Arbeit, in der Ruh’!
Gottes Lob und Ehr’ zu mehren,
ich verlang’ und alles tu’.
Meinem Gott nur will ich geben
Leib und Seel’, mein ganzes Leben.
Gib, o Jesu, Gnad’ dazu,
gib, o Jesu, Gnad’ dazu.“*

Vergiss-mein-nicht!



MAHL

Ein Stück Brot für jede und jeden und einen Schluck Wasser/
einen Schluck Wein für jede und jeden, je nachdem, ob möglich:
Riechen, schmecken, verkosten:

Erläuterung: Ignatius von Loyola schreibt: „Denn nicht das viele Wissen sättigt und befriedigt die Seele, sondern das Innerlich-die-Dinge-Verspüren-und-Schmecken.“ (Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen und erläuternde Texte; übersetzt und erklärt von Peter Knauer. Graz; Wien; Köln 1978, Nr. 2; S. 12.)

SEGEN

Zum Ende ein Segen im Fühlen mit den Händen:

*Gesegnet
von Oben
von Links bis Rechts
bis Unten*

(mit der Hand von der Stirn abwärts streichen bis zum Bauchnabel,
von der linken Schulter bis zur rechten Schulter)

Markus Roentgen

